



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die Erfahrung des Scheiterns als Bildungsprozess? Das Scheitern einer Ordnung in dem autobiographischen Blog Arbeit und Struktur (2015) von Wolfgang Herrndorf“

verfasst von / submitted by

Mira Cara Wagner, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2016/ Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Bildungswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Henning Schluß

Danksagung

Vielen lieben Dank an alle Wegbegleiter_innen und insbesondere an Herrn Prof. Henning
Schluß für seine wertschätzende Betreuung!

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die Masterarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Die vorliegende Arbeit wurde bisher weder im In- oder Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, 19.10.2016

Unterschrift:
Mira Wagner

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
Problemaufriss	3
Skizze zum Stand der Forschung.....	4
Fragestellung	5
Systematische und methodische Hinweise	6
1 Das Phänomen des Scheiterns	9
1.1 Versuch einer Begriffsbestimmung	9
1.2 Der Tod als radikale Form des Scheiterns?	14
Exkurs: Platons <i>Phaidon</i> und die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele	15
1.3 Scheitern in bildungswissenschaftlicher Hinsicht	18
2 Zum Verhältnis von Bildungswissenschaft und Literatur	25
2.1. Kurzer geschichtlicher Abriss	25
2.2. Zur Begründung einer Beschäftigung mit Literatur aus bildungswissenschaftlicher Perspektive.....	26
3 Scheitern und Bildung – die Erfahrung des Scheiterns als Fremdheitserfahrung?	29
3.1 Wilhelm von Humboldts Bildungsgedanke und das Wechselverhältnis von Individuum und Welt	29
3.2 Das Fremde bei Bernhard Waldenfels	32
3.2.1 Das Moment des Pathos	36
3.2.1.1 Zwischen Pathos und Pathologie.....	40
3.2.2 Antwort auf das Fremde	43
4 Transformatorische Bildungsprozesse	48
5 Das Scheitern einer Ordnung in Wolfgang Herrndorfs Blog <i>Arbeit und Struktur</i> (2015)	53
5.1 Wolfgang Herrndorf	53
5.2 Wolfgang Herrndorfs Blog <i>Arbeit und Struktur</i> (2015) zwischen Realität und Fiktion	54
5.2.1 Verdichtungen	83

5.2.1.1 Das Scheitern einer Ordnung – der Einbruch des Fremden	83
5.2.1.2 Antworten auf das Pathos	84
5.2.1.2.1 Arbeit beziehungsweise das Schreiben als Antwort.....	84
5.2.1.2.1.1 Fertigstellen der Bücher <i>Tschick</i> und <i>Sand</i>	85
5.2.1.2.1.2 Schreiben des Blogs <i>Arbeit und Struktur</i>	86
5.2.1.2.2 Fiktionalisierung der Realität als Möglichkeit, <i>Herr im Haus</i> zu sein.....	86
5.2.1.3 Überkommnisse.....	88
5.2.1.4 Eröffnung einer neuen Ordnung.....	89
6 Abschließende Bemerkungen.....	90
Literatur	93
Onlinequellen.....	100
Anhang	104
Abstract.....	104

Einleitung

Problemaufriss

„Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better“

Samuel Beckett (1989, 6).

„Der Begriff des Scheiterns hat Konjunktur“ konstatierten Matthias Junge und Götz Lechner (2004, 7) bereits vor rund zehn Jahren in ihrem Sammelband *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens* und räumten dieser Aussage einen durchaus bemerkenswerten Stellenwert ein – sei doch „Scheitern das Gegenteil des Glücksversprechens der Moderne“ (ibid.). Der Soziologe Richard Sennett (2002) hingegen beschreibt das Scheitern als großes Tabu der Moderne. Und doch erfreut sich die Thematik des Scheiterns – zumindest in Medien und dem Alltagsdiskurs – zunehmender Beliebtheit: Printmedien wie der Spiegel oder die Zeit titulieren mit Überschriften wie „Plädoyer für eine neue Kultur des Scheiterns. Macht mehr Fehler!“ (Schinkels 2011) oder „Die Kunst des Scheiterns“ (Kara, Wüstenhagen 2013) und auch der Radiosender Ö1 widmete eine Sendung der Thematik „Die Kunst des richtigen Scheiterns. Scheitern als Chance“ (Nöstlinger 2004).

Scheitern wird als alltägliche Erfahrung beschrieben, als *conditio humana* sowie als Chance für einen Neubeginn und wird dabei erneut ihres eigentümlichen Charakters des *Zerschlagenen* beraubt. Auch Junge und Lechner (2004, 8) problematisieren die Nicht-Erfassung des Phänomens des Scheiterns, wenn dieses transformiert werde zu einem möglichen Neubeginn oder einer Umorientierung und so letztlich wieder als *Unduldbares* in Erscheinung trete. Hinter dieser *Unduldbarkeit* vermuten die Autoren (Junge, Lechner 2004, 10), dass „moderne Gesellschaften so sehr auf das Programm der Scheiternsvermeidung eingestellt sind, dass sie Scheitern als eigenständiges Moment ihrer Prozessualität nicht anerkennen können“.

In bildungswissenschaftlichen¹ Überlegungen wird das Phänomen des Scheiterns nur selten zum Gegenstand der Reflexion gemacht, obwohl gerade Gegenstände wie Bildung, Erziehung oder Lernen als riskant gelten und „vom Scheitern bedroht [sind; Anm. MW] (...), weil es eben ausgeschlossen ist, sämtliche Bedingungen des Gelingens zu kennen oder gar zu kontrollieren“ (Koller, Rieger-Ladich 2013, 9). Ohne Schwierigkeiten ließen sich unterschiedlichste Formen des Scheiterns im pädagogischen Bereich beschreiben wie beispielsweise das Scheitern einer Erziehungsmaßnahme, das Scheitern individueller (Lebens-)Pläne oder gesellschaftlicher

¹ Die unterschiedlichen Begrifflichkeiten Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Bildungswissenschaft spiegeln u.a. eine veränderte Auffassung von Wissenschaft wider (Breinbauer 2010, Liebau 2002).

Projekte (Koller, Rieger-Ladich 2013, 9). Markus Rieger-Ladich (2013, 85) sieht eine mögliche Ursache der Nicht-Thematisierung des Scheiterns im wissenschaftlichen Diskurs in dessen „Neigung zur Verflüchtigung“, d.i. die Schwierigkeit, das Phänomen beziehungsweise den Begriff des Scheiterns von verwandten Begriffen wie Misserfolg oder Versagen zu unterscheiden. Der Autor betont hierzu:

„Die Misslichkeiten, in die man dabei [bei der Abgrenzung zu verwandten Begriffen; Anm. MW] leicht gerät, mögen ein Grund dafür sein, dass das Scheitern in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen innerhalb der Wissenschaften bislang nur zögerlich und nur sehr vereinzelt thematisch wurde“ (Rieger-Ladich 2013, 85f).

Skizze zum Stand der Forschung

Erkenntnisse beziehungsweise wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Phänomen des Scheiterns liegen insgesamt nur wenige vor. Im Bereich sozialwissenschaftlicher Forschung lassen sich beispielsweise Sammelwerke wie jenes von Junge und Lechner *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens* (2004), *Scheitern: Die Schattenseite des Daseins. Die Chance zur Selbsterneuerung* (2010) von Pechlaner, Stechhammer und Hinterhuber oder *Scheitern – ein Desiderat der Moderne?* (2014) von John und Langhof anführen. Eine weitere Publikation – psychoanalytisch geprägt – lässt sich mit dem Sammelband *Kreativität und Scheitern* (2001) herausgegeben von Schlösser und Gerlach nennen. In bildungswissenschaftlicher Hinsicht lässt sich im Bereich der Biographieforschung auf das Buch *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten* (2005) von Zahlmann und Scholz verweisen, in Hinblick auf Allgemeine Pädagogik auf Überlegungen Rieger-Ladichs über das Vermeidungsverhalten der Erziehungswissenschaft, sich mit dem Phänomen des Scheiterns zu beschäftigen (Rieger-Ladich 2014 u.a.) oder auch Kollers bildungstheoretische Auseinandersetzungen mit dem Begriff der transformatorischen Bildung (2012 u.a.), in welchem der Autor u.a. den Prozess des Scheiterns – unter Bezugnahme auf Günter Buck – als Auslöser für Bildungsprozesse sieht. Koller räumt hier jedoch selbst die Tendenz einer Verharmlosung der Erfahrung des Scheiterns sowie die Abschwächung dieser Erfahrung durch das Entstehen eines Neuen ein:

„Die Gefahr einer solchen bildungstheoretischen Positivierung des Scheiterns besteht darin, dass auf diese Weise das Scheitern eingekreist, umstellt und soweit eingeordnet wird, dass seine radikale Negativität verloren geht und die Möglichkeit eines *absoluten* nicht mehr positivierbaren Scheiterns ganz aus dem Blick verschwindet“ (Hervorh. im Original; Koller 2013, 252).

In welchem Bereich die Thematik jedoch – ins besonders seit der Moderne – besondere Bedeutung erfährt, ist in jenem der Literatur. Scheitern, Misslingen, Versagen, Krisen et cetera gelten als zentrale Themen zeitgenössischer literarischer Darstellungen. Mellmann (2012, 183 zit. n. Koller, Rieger-Ladich 2013, 11) sieht die Bestimmung moderner Literatur „in der Hinterfragung und Problematisierung gegebener Ordnungen, im Verfügbarmachen krisenhafter Selbsterfahrungen“. (Koller, Rieger-Ladich 2013, 9ff).

In der vorliegenden Arbeit wird so der Versuch unternommen, das Phänomen des Scheiterns von Seiten einer literarischen Betrachtung an bildungswissenschaftliche Überlegungen heranzutragen. Als literarisches Werk wird dabei der autobiographische Blog *Arbeit und Struktur* (2015) von Wolfgang Herrndorf herangezogen.

Fragestellung

Vor diesem Problemhorizont stellt sich für die vorliegende Arbeit folgende Forschungsfrage:
„Inwieweit kann ein Zusammenhang zwischen Bildungsprozessen und der Erfahrung des Scheiterns in dem autobiographischen Blog Arbeit und Struktur (2015) von Wolfgang Herrndorf rekonstruiert werden?“

Als Teilfragen, welche den argumentativen Bogen der Arbeit spannen, lassen sich folgende ausmachen:

- Wie wird das Phänomen Scheitern in bildungswissenschaftlichen Überlegungen thematisiert?
- Welchen (Mehr-)Wert hat eine Beschäftigung mit literarischen Werken für die Bildungswissenschaft?
- Inwieweit lassen sich in Herrndorfs autobiographischem Blog *Arbeit und Struktur* (2015) Erfahrungen des Scheiterns vor dem Hintergrund der Erfahrung des Fremden (Waldenfels 2002 u.a.) rekonstruieren?
- Wie reflektiert der Autor sein Scheitern?
- Wie reagiert der Autor auf die Krankheit beziehungsweise auf das ihm widerfahrende Pathos? Welche Antworten/Reaktionen lassen sich formulieren?
- Inwieweit lassen sich unter Bezugnahme auf Humboldt (1903 u.a.), Waldenfels (2002 u.a.) und Koller (2012, 2013 u.a.) mögliche Bildungsprozesse in dem Blog beobachten, die auf Erfahrungen (und Reflexionen) von Scheitern bezogen sind? Beziehungsweise:

Inwieweit können Herrndorfs Antworten als Bildungsmomente gelesen werden? Und wo gelingt das nicht mehr? Wo bleibt das Scheitern so radikal, dass eine Wendung der *bildungspraktischen* Positivierung (in Anlehnung an Koller) des Bildungsprozesses ausgeschlossen bleibt?

Um die Forschungsfrage zu beantworten, wird in der vorliegenden Arbeit dem Phänomen des Scheiterns vor dem Hintergrund der Erfahrung des Fremden nachgegangen. Um das Fremde differenziert darstellen zu können wird einerseits Wilhelm von Humboldts Bildungsbegriff (1903 u.a.) und hier vor allem die Auseinandersetzung des Individuums mit *Welt* in den Vordergrund gerückt, andererseits Überlegungen des Philosophen Bernhard Waldenfels (1997, 2002 u.a.), welcher das Fremde als Einbruch in die vertraute Ordnung des Eigenen beschreibt. Die Erfahrung des Fremden, welche sich uns entzieht, gleichzeitig jedoch zu einer Reaktion, zu einer Antwort herausfordert beziehungsweise zwingt sowie auch das *Pathos*, nach Waldenfels als *Widerfahrnis* zu verstehen, welches uns überkommt, uns zustößt und trifft wird im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. In einem nächsten Schritt wird versucht, unter Bezugnahme auf Bernhard Waldenfels (1997, 2002 u.a.), an Kollers Überlegungen zu transformatorischen Bildungsprozessen anzuschließen und einen möglichen Umgang mit der Erfahrung des Scheiterns zu beschreiben. Das Scheitern, welches hier beleuchtet wird, ist das Scheitern einer Ordnung. Die Erfahrung der Krankheit kann als Erfahrung des Fremden verstanden werden, wie Waldenfels sie beschreibt, welche einbricht in eine Ordnung, sich selbst jedoch nicht einordnen lässt. Sie zeigt sich, indem sie sich uns entzieht. (Waldenfels 2013). Doch wie sieht nun ein Umgang mit dem Fremden aus? Inwiefern und zu welcher Antwort wird der Autor des autobiographischen Blogs herausgefordert?

Systematische und methodische Hinweise

Die Fragestellung wird versucht einer Klärung zuzuführen, indem sich dem Phänomen des Scheiterns von Seiten einer literarischen Auseinandersetzung mittels Textanalyse genähert wird. Dazu wird auf Ansätze aus der Hermeneutik zurückgegriffen, welche unter Bezugnahme auf Rittelmeyer und Parmentier (2006) verstanden werden kann als Offenlegung von Inhalten und Bedeutungen, welche bei einer flüchtigen Lektüre verborgen blieben:

„Die Hermeneutik soll Inhalte oder Bedeutungen eines Textes aus- bzw. offen legen, die zunächst – z.B. bei der oberflächlichen Lektüre – nicht auffallen. Sie öffnet gewissermaßen den Blick für Textgehalte, die bei der normalen Lektüre nicht unmittelbar sichtbar werden“ (Rittelmeyer, Parmentier 2006, 2).

Es wird der Versuch unternommen, mittels Texthermeneutik, Momente beziehungsweise Erfahrungen des Scheiterns offenzulegen, welche sich bei einer flüchtigen Lektüre womöglich nicht zeigen ließen. Da sich die hermeneutische Methode insbesondere durch die Formulierung der Vorannahmen des/der Interpret_in auszeichnet, wird hier nun in aller Kürze auf das Verständnis des dieser Arbeit zugrundeliegenden Begriffes von Scheitern eingegangen: Scheitern wird hier phänomenologisch und in Anlehnung an Koller (2012 u.a.) und Waldenfels (2002, 2006 u.a.) als das Scheitern einer gewissen Ordnung verstanden, als Einbruch des Fremden in eine bestimmte Ordnung. Das Fremde wird von Waldenfels (2006, 8) als Phänomen beschrieben, welches uns widerfähre und sich unserem Zugriff entziehe: Es zeige sich, „*indem es sich uns entzieht*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 42). Scheitern kann nun verstanden werden als eben dieses Getroffen-sein durch das Fremde, als Einbruch in eine Ordnung. Von diesem Begriff des Scheiterns, welcher hier in aller Kürze skizziert wurde und weiter unten noch nähere Beschreibung erfährt, wird in der folgenden Analyse von Herrndorfs Blog ausgegangen. Weiter wird versucht, der Literatur als solcher Raum zu geben und mögliche Folgerungen aus dieser Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Literatur für den bildungswissenschaftlichen Diskurs zu ziehen. Der *blinde Fleck* bildungswissenschaftlicher Theoriebildung hinsichtlich des Scheiterns, wie dies Koller und Rieger-Ladich (2013, 11) konstatieren, wird so versucht ein Stück weit zu beleuchten. So wird es zunächst darum gehen, das Phänomen des Scheiterns in einem ersten Kapitel einer Begriffsklärung zu unterziehen und im Bereich der Bildungswissenschaft zu verorten. In einem nächsten Kapitel wird das Verhältnis von Bildungswissenschaft und Literatur betrachtet und die Frage nach dem Wert literarischer Auseinandersetzungen für bildungswissenschaftliche Fragen gestellt. In einem dritten Kapitel wird sich dem Phänomen des Fremden, vor dessen Hintergrund die Thematik des Scheiterns in der vorliegenden Arbeit gelesen wird, zugewendet. Hier dienen einerseits Überlegungen Humboldts zu dem Wechselverhältnis von Individuum und Welt sowie Gedanken zur Erfahrung des Fremden (1903 u.a.) dazu, ein differenziertes Bild des Phänomens des Fremden zu zeichnen. Andererseits wird es darum gehen, Bernhard Waldenfels' Theorie des Fremden (1997, 2002 u.a.) darzustellen und mit ihm das Scheitern als das Scheitern (an) einer Ordnung zu verstehen, welches zu einer *Antwort auf den Anspruch des Fremden* nötig ist. Daran anschließend werden Überlegungen Kollers zur Theorie transformatorischer Bildung im Fokus stehen, welche u.a. in der folgenden Analyse des Werkes von Herrndorf Beachtung finden werden. Der letzte Teil beschäftigt sich dann mit dem Blog *Arbeit und Struktur* (2015) von Wolfgang Herrndorf, welcher textanalytisch untersucht wird. Hier werden nun zunächst der Umgang des Autors mit seiner Krankheit vor dem Hintergrund der Überlegungen zu der

Erfahrung des Fremden diskutiert, um in einem nächsten Schritt die Frage in den Vordergrund zu stellen, ob beziehungsweise inwieweit das Scheitern hier in Zusammenhang mit Bildungsprozessen gedacht werden kann.

Bevor nun näher auf die Verhältnisbestimmung von Literatur und Pädagogik eingegangen wird, steht ein Blick auf den Begriff beziehungsweise auf unterschiedliche Konzeptionen von Scheitern im Mittelpunkt der Betrachtung, um sich von diesem Phänomen einen Eindruck verschaffen zu können.

1 Das Phänomen des Scheiterns

So oft der Begriff des Scheiterns in Massenmedien Verwendung findet, um individuelle Schicksale oder gesellschaftliche Entwicklungen zu verdeutlichen, so selten wird er Thematik wissenschaftlicher Forschung. Ein Blick in einschlägige Hand- und Wörterbücher (bildungswissenschaftlicher) Forschung gibt davon Zeugnis: Scheitern tritt nicht oder nur selten als Element bildungswissenschaftlicher Theoriebildung in Erscheinung. Rieger-Ladich spricht in diesem Zusammenhang von einer *Außer-Acht-lassung* des Phänomens des Scheiterns, da dieses „in seinen vielfältigen Formen, Logiken und Verlaufskurven (...) auf irritierende Weise ausgespart [bleibt; Anm. MW]“ (Rieger-Ladich 2013, 86). So wird im Folgenden der Versuch unternommen, sich der Thematik des Scheiterns zu widmen und nach Begriffsdefinitionen beziehungsweise Konzepten zu suchen, welche dieses Phänomen näher beschreiben. In einem ersten Schritt wird es darum gehen, einen breiteren Blick auf das Forschungsfeld *Scheitern* zu werfen und in benachbarten Disziplinen ebenso nach möglichen Antworten auf die Frage nach einer Bestimmung des Phänomens Ausschau zu halten. In einem zweiten Schritt wird der Fokus auf die Disziplin der Bildungswissenschaft gelegt und das Verhältnis von Bildungswissenschaft und Scheitern in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt.

1.1 Versuch einer Begriffsbestimmung

Im Duden (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013a) lässt sich unter dem Schlagwort des Scheiterns folgendes nachlesen: „Bedeutungen: a. ein angestrebtes Ziel o. Ä. nicht erreichen, keinen Erfolg haben b. misslingen, missglücken, fehlschlagen (...) Herkunft: 17. Jahrhundert, für älter: zerscheitern, gebildet zum landschaftlichen Plural Scheiter von Scheit, eigentlich = in Stücke (Scheite) gehen“. Etymologisch lässt sich der Begriff auf den Bereich der Nautik zurückführen: das Zer-Scheitern eines Schiffes, wenn es in Stücke (Scheite) bricht. Diese Metapher des Schiffbruches wurde in der Vergangenheit dann auch – insbesondere von der Philosophie – verwendet, um prekäre Momente des menschlichen Daseins zu beschreiben. (Rieger-Ladich 2012, 606).

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun die Bezeichnung Scheitern, ausgehend von einer etymologischen Betrachtung, als zerschlagen werden und seinem Sinn nach als keine Chance mehr haben, alles verloren haben oder aus der Bahn geworfen werden verstehen. Scheitern wird hier – entgegen seiner medialen Auffassung als Neubeginn – als endgültig und unwiderruflich aufgefasst. Doch welches Verständnis kommt dem Scheitern in wissenschaftlicher Hinsicht zu?

Lässt sich von einem einheitlichen Konzept sprechen oder ist vielmehr von unterschiedlichen Überlegungen und Herangehensweisen in verschiedenen Disziplinen die Rede?

Mit dem Sozialpsychologen Rainer Schützeichel (2011 zit. n. Rieger-Ladich 2012, 609) lassen sich erste Gedanken zu einer Begriffsbestimmung vornehmen: Dieser unterscheidet das Phänomen des Scheiterns von jenen Begriffen des Misslingens oder des Versagens und zwar in Hinblick auf das Vorhandensein von drei Merkmalen. Erstens muss eine Person identifiziert werden und dieser eine gewisse Handlungsabsicht nachgesagt werden können – Schicksale oder Tragödien werden hier nicht als Scheitern definiert, muss doch die Person für das Scheitern verantwortlich gemacht werden können. Zweitens handelt es sich stets um eine „Grenzsituation“ (Schützeichel 2011, 6 zit. n. Rieger-Ladich 2012, 609) – das bedeutet, dass die Möglichkeit, durch eigene Bemühungen etwas erreichen zu können wahrhaft in Frage gestellt sein muss sowie ein erlebter Kontrollverlust der Betroffenen beschrieben werden kann. Drittens betrifft die Erfahrung des Scheiterns die Identität des/der Betroffenen. (Rieger-Ladich 2012, 609f).

Aus einer biographischen² Perspektive widmet sich Stefan Zahlmann in der Einleitung zu dem u.a. von ihm herausgegebenen Sammelband *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten* (2005) dem biographischen Scheitern und plädiert für eine (sich bereits gesellschaftlich manifestierende) „Kultur des Scheiterns [, welche; Anm. MW] beginnt Sprach- und Denkmuster, Symbole und Strategien anzubieten, um sich über biographisches Scheitern zu verständigen und dieses (...) als selbstverständlichen Bestandteil moderner Biographien zu begreifen“ (Zahlmann 2005, 9). Zahlmann betont hinsichtlich der Definition des Phänomens des Scheiterns die Relevanz der Wirkung dieses Phänomens auf das Individuum. Von biographischem Scheitern lässt sich, so Zahlmann, dann sprechen, wenn Personen ihre Lebenssituation, ihre Selbstbilder und (biographischen) Zielsetzungen als nicht vereinbar betrachten. Scheitern sei folglich die „*wahrgenommene Differenz zum gelungenen Leben*“ (Hervorh. im Original; Zahlmann 2005, 13). Doch wer bestimmt darüber, welches Leben als gescheitert gilt? Diese Frage wird an dieser Stelle von Zahlmann nicht beantwortet, legt er seinen Fokus vielmehr auf die Möglichkeit durch Sprechen über Scheitern – und dieses betreffe jegliche Art der Auseinandersetzung genauso in Wort oder Schrift – zu einer

² Biographie wird hier von Zahlmann (2005, 10) als „zentraler Bezugspunkt menschlicher Individualität und Identität [verstanden, welche sich; Anm. MW] durch Sprechen in narrativen Mustern konstituiert und soziale Bedeutung übernimmt“.

Verarbeitung der gemachten Erfahrung und in weiterer Folge zu einer erneuten Aneignung der eigenen Biographie zu gelangen. An späterer Stelle (Zahlmann 2005, 16f) kommt der Autor unter Bezugnahme auf Wittgensteins Sprachspiel (1953 zit. n. Zahlmann 2005, 17) auf die Überlegung zu sprechen, Scheitern vom individuellen Widerfahrnis in ein aktives Verarbeiten-Können umzuwandeln. Dies könne dadurch geschehen, dass die als persönlich empfundene Situation durch eine (öffentliche) Diskussion über die Bewertung von Scheitern und Nicht-Scheitern abgelöst würde: „Was als Scheitern und wer als Gescheiteter gilt, wird bestimmt durch die Gepflogenheit des Sprechens“ (Zahlmann 2005, 18). Das bedeutet – wenn mit Zahlmann weitergedacht wird – die Definition des Phänomens Scheitern ist abhängig von dem Diskurs, welcher über dieses geführt wird.

Im Bereich soziologischer Forschung stellt der Sammelband *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens* (2004) einen der ersten Versuche dar, sich näher und differenzierter mit der Thematik des Scheiterns aus einer wissenschaftlichen Perspektive auseinanderzusetzen. Junge (2004, 15ff) unternimmt in seinem Artikel *Kann die Soziologie das „Scheitern“ denken?* den Versuch, dem Phänomen des Scheiterns aus einer soziologischen Perspektive zu begegnen. Er verhandelt das Konzept des Scheiterns unter Bezugnahme auf dessen Zwillingskonzept Handeln und betrachtet Scheitern handlungstheoretisch als „temporäre oder dauerhafte Unverfügbarkeit, Handlungsunfähigkeit“ (Junge 2004, 16). Wird Scheitern temporär gefasst, handelt es sich um ein graduelles Scheitern, nach welchem die Fähigkeit zu handeln noch gegeben ist. Absolutes Scheitern – im Gegensatz – bietet keine weiteren Handlungsmöglichkeiten. Hierbei gibt der Autor jedoch zu bedenken, dass diese Unterteilung als Idealtypen³ im Sinne Max Webers zu denken sei und die Begrifflichkeiten in der sozialen Wirklichkeit stets als Abstufungen auftreten. Durch die Unterscheidung von graduellem und absolutem Scheitern sieht Junge Auswirkungen auf die Art der Scheiternserfahrung: Graduelles Scheitern findet noch im Gefüge sozialen Handelns statt während absolutes Scheitern keinerlei Handlungschancen mehr enthält. Der Handlungsraum des scheiternden Individuums implodiert, d.i. er wird von außen zerstört und die Person erscheint so, laut Junge, nicht mehr als ein handlungsfähiges Individuum. Als Konsequenz zieht er aus diesen Überlegungen den Schluss, dass sich graduelles Scheitern sehr wohl vor dem Hintergrund einer soziologischen Handlungstheorie denken lasse – absolutes Scheitern hingegen nicht. Um sich dem absoluten

³ Als Idealtypus versteht Max Weber ein Hilfsmittel wissenschaftlicher Analyse. Idealtypen sind keine exakten Abbilder der Realität, sondern gedankliche Konstrukte, deren Ziel es ist, die wissenschaftliche Analyse zu erleichtern. Das bedeutet, es werden abstrakte Begriffe konstruiert, die als solche in der Realität nicht zu finden sind. (Haring 2005, [1]).

Scheitern zu nähern, brauche es eine andere Theorie. Unter Bezugnahme auf Schütze (1989 zit. n. Junge 2004, 22f) kommt Junge auf dessen Überlegungen zur Verlaufskurve als Element biographischer Prozessstruktur zu sprechen, welche die von der Verlaufskurve Betroffenen dazu zwänge,

„‘auf mächtige Ereigniskaskaden zu reagieren, die nicht der eigenen Planungs-, Entfaltungs- und Kontrollkompetenz unterliegen. ...; die Kompetenz und die strukturelle Möglichkeit zu eigenem Handeln sind nach dem Einbruch der Verlaufskurve in das Leben des betroffenen Menschen zunächst abhandengekommen““ (Schütze 1989, 31 zit. n. Junge 2004, 22).

Der Zugang, welcher hier zu dem Phänomen absoluten Scheiterns gefunden wird beschreibt Scheitern als Strukturverlust, als Entstrukturierung der Handlungsvoraussetzungen. Diesen Strukturverlust als Prozess absoluten Scheiterns verdeutlicht Junge im Rückgriff auf Luhmanns systemtheoretische Aufgliederung von Sozialität in Zeit-, Sach- und Sozialdimension (1984 zit. n. Junge 2004, 25), welche er um die phänomenologische Dimension von Körper/Raum erweitert: Absolutes Scheitern bedeutet in Hinblick auf die zeitliche Dimension eine Veränderung der Zeit-Struktur. Die Gegenwart wird omnipräsent, der Zukunftsbezug geht verloren und Erinnerungen erhalten eine besondere Bedeutung. Hinsichtlich der sozialen Dimension wird die Kontingenz negiert und Individuum und Situation verschmelzen: „Mit dem Verschwinden der Kontingenz gibt es keine Möglichkeit mehr, sich als Person reflexiv von einer Situation zu unterscheiden“ (Junge 2004, 26). Die Veränderung der Zeitdimension in ihrer Zuwendung zu Vergangenen wirkt sich, so Junge, dahingehend auf die sachliche Dimension aus, dass das Individuum eine „Privatsprache“⁴ (Wittgenstein 1984 zit. n. Junge 2004, 26) entwickelt und in einem nächsten Schritt eine sinnvolle Kommunikation mit Mitmenschen schwer bis nicht mehr möglich ist. Bezüglich der Körper-/Raumdimension erhält der Körper uneingeschränkte Bedeutung, da sich der soziale Raum auflöst und nun der Leib als einzig verfügbarer Raum zurückbleibt. Der Autor beschreibt absolutes Scheitern als eine Grenzerfahrung, als „Entstrukturierung der Handlungsvoraussetzungen“ (Junge 2004, 27), welcher nur dadurch begegnet werden kann, dass in zumindest einer Dimension eine Veränderung auftritt. (Junge 2004, 22ff).

Aus einer psychologischen Perspektive widmen sich Olaf Morgenroth und Johannes Schaller dem Scheitern und verhandeln in ihrem Artikel *Zwischen Akzeptanz und Abwehr: Psychologische Ansichten zum Scheitern* (2004) verschiedene Thesen zum Phänomen des

⁴ Als *Private Sprache* ist nach Wittgenstein eine Sprache zur Bezeichnung privater Empfindungen zu verstehen, welche nur der/die Sprecher_in selbst verstehen könne (Schröder [2015, 1]).

Scheiterns. Die Autoren bezeichnen Scheitern als „Frage der Perspektivität“ (Morgenroth, Schaller 2004, 186), als relativen und nicht klar definierbaren Gegenstand und bringen es – in einer ihrer Thesen – mit dem Aspekt des Ziels beziehungsweise der Zielerreichung in Zusammenhang. Sie stellen hierbei die Frage, ob ein Nicht-Erreichen eines Ziels Scheitern bedeutet, ob es darauf ankommt, wer diese Ziele setzt und ob, wenn die ursprüngliche Zielsetzung scheitert, dabei jedoch ein anderes Ziel erreicht wird, nach wie vor von einer Erfahrung des Scheiterns gesprochen werden kann. In einer weiteren These wird die Überlegung diskutiert, Scheitern brauche Zeit, welche die Autoren folgendermaßen ausführen:

„Scheitern beschränkt sich nicht auf einen kurzen Moment des Schocks, in dem uns klar wird, dass wir gescheitert sind. Der Augenblick des Scheiterns markiert nur einen Wendepunkt im Verlauf eines prozesshaften Geschehens. Scheitern braucht Zeit“ (Morgenroth, Schaller 2004, 189).

Das bedeutet: Scheitern ist als ein Prozess aufzufassen. Doch wie wird auf das Scheitern reagiert? Um eine Antwort auf diese Frage zu geben, machen Morgenroth und Schaller (2004, 189) auf verschiedene Bewältigungsmodelle, die in der Psychologie Verwendung finden, aufmerksam. Hier lassen sich zunächst Typenmodelle nennen, welche Personen nach Art ihrer Reaktion einteilen, wie beispielsweise die von Haan (1977 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 189) psychoanalytisch geprägte Unterteilung in „Bewältigung“, „Abwehr“ und/oder „Fragmentierung“ (ibid.) im Sinne einer Regulation des Selbst. *Bewältigung* wird hierbei als Prozess verstanden, um Entwicklung zu ermöglichen, *Abwehr* als Schutzmechanismus des Ich (Roudinesco 2004, 9f), welcher jedoch realitätsvermeidend in Erscheinung tritt sowie *Fragmentierung* als Mechanismus, durch welchen die Balance des Selbst durch Spaltungsprozesse zu erreichen versucht wird (Schwarz 2000, 41). Weiter führen Morgenroth und Schaller (2004, 189) Phasenmodelle an, die den zeitlichen Aspekt des Bewältigungsgeschehens in den Vordergrund rücken, so die Abfolge von Phasen wie „Schock, Verzweiflung“, „Verneinung, Nicht-Wahrhaben-Wollen der vermeintl. Unzulänglichkeit“, „Ärger, Wut“, „Isolierung (...)“, „Depression (...)“, „Trauer, Beginn der Verarbeitung (...)“, „Akzeptanz, Treffen neuer Entscheidungen“ (Onnen-Isemann 2004, 134). Morgenroth und Schaller (2004, 189) resümieren diese These mit der Überlegung, dass im Prozess der Bewältigung des Scheiterns einerseits die Person versuchen könne, die Situation zu verändern oder diese andererseits versuchen könne, sich selbst zu verändern. Dieser Gedanke stellt dann auch eine weitere These in ihren Ausführungen dar, in welcher sie sich näher mit dem Bewältigungsprozess auseinandersetzen. Bewältigung beinhalte, so die Autoren (Morgenroth, Schaller 2004, 192) unter Bezugnahme auf den Stressforscher Lazarus und Mitarbeiter_innen (Folkman et al. 1986 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 192), „alle Versuche eines Individuums,

eine interne oder externe Anforderung zu reduzieren, zu minimieren, zu meistern oder zu tolerieren“. Morgenroth und Schaller verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass – sei ein Scheitern noch nicht aufgetreten – die Person in einer Krise zunächst versuche, die Situation zu verändern. Sei jedoch ein Scheitern oder ein Verlust manifest, läge der Schwerpunkt tendenziell darauf, sich an die Situation anzupassen. Das bedeutet nun, dass im Falle einer Situation, welche nicht zu verändern sei, das Individuum dazu tendiert, sich selbst zu verändern. Um eine ausweglos scheinende Situation bewältigen zu können nennen Morgenroth und Schaller (2004, 192f) einerseits die Möglichkeit von entlastenden Kognitionen (Wentura 1995 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 192) wie „entlastende Vergleiche“ im Sinne eines Vergleichs mit Personen, welchen es noch schlechter geht, „positive Nebenbedeutungen“, „Abwertung“ des Ziels, „Selbstwertdienliche Attributionen“ hinsichtlich ihrer Person u.Ä. sowie andererseits emotionsregulierende Bewältigungsstrategien wie Ablenkung, Entspannung, Verdrängung, Humor u.a.

Doch gibt es auch eine Grenze des Sich-Fügens in aussichtslosen Situationen? In dieser Frage gehen die Ansichten erneut auseinander – sieht Olbrich (1997 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 193) die Möglichkeit einer empathischen Antwort auf die ausweglose Situation in einem Zulassen und Mitschwingen und unter dem Aufgeben der Kontrolle, steht Jerusalem (1997 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 194) einer Akzeptanz der Situation und Sinnfindung in einer Grenzsituation wie beispielsweise des bevorstehenden Todes kritisch gegenüber und macht auf Ergebnisse von Wortman und Silver (1989 zit. n. Morgenroth, Schaller 2004, 194) aufmerksam, welche zu dem Schluss kommen, dass Sinnfindung auch in Anbetracht des bevorstehenden Todes nicht immer möglich ist.

Junge und Lechner bezeichnen in ihrer Einleitung *Scheitern als Erfahrung und Konzept. Zur Einführung* des Buches *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens* (2004) den Tod als „radikale, absolute und somit unhintergehbare und irreversible Form des Scheiterns“ (Junge, Lechner 2004, 9). So wird sich nun in aller Kürze dem Tod als *radikale* Art des Scheiterns in dem folgenden Unterkapitel zugewendet, wobei nur auf jene Konzepte und Überlegungen eingegangen wird, welche für die weitere Bearbeitung der Forschungsfrage relevant sind.

1.2 Der Tod als radikale Form des Scheiterns?

Wie und aus welcher Perspektive lässt sich der Tod nun beschreiben?

Der Tod wird als Ende des Lebens beschrieben; aus medizinischer Perspektive „als nicht rückgängig zu machender (irreversibler) Funktionsverlust des Atmungs-, Kreislaufs- und Zentralnervensystems“ (Wied 2003, 643).

Aus einer philosophischen Sichtweise lässt sich der Tod unter Bezugnahme auf das Konzept des Lebens bestimmen: Wenn mit Wittwer (2011) das Leben als „Selbsterhaltung organischer Körper mittels der sogenannten Vitalfunktionen“ (Wittwer 2011, [1]), zu welcher er zum Beispiel Stoffwechsel u.Ä. zählt, verstanden wird, dann lässt sich der Tod als irreversibles Ende dieser Selbsterhaltung eines organischen Körpers beschreiben. Der Tod wird hier als Lebensende begriffen, da der Körper die Fähigkeit verloren hat, sich selbst zu erhalten. Die Frage, die sich mit Wittwer nun stellt ist jene nach der Vollständigkeit des Lebensendes: Stirbt der Körper oder der ganze Mensch? Nach Vertreter_innen der naturalistischen Auffassung des Todes endet das Leben mit dem Tod vollständig, d.i. mit dem Tod enden auch alle geistigen und seelischen Vorgänge, da diese in ihrem Funktionieren auf körperliche Funktionen angewiesen seien. Im Gegensatz dazu sehen die Anhänger_innen der gegenteiligen Auffassung im Tod des Körpers nicht zwangsläufig das Sterben der Seele oder des Geistes. (Wittwer 2011, [1f]). Diese Überlegungen der Unsterblichkeit der Seele beziehungsweise des Geistes lassen sich bereits in der Antike finden und hier insbesondere in Platons *Phaidon*, in welchem Sokrates angesichts seines bevorstehenden Todes über die Frage nach der Weiterexistenz der Seele philosophiert.

Exkurs: Platons *Phaidon* und die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele⁵

Platons *Phaidon* (2012) handelt von dem Weiterbestehen der Seele nach dem Tod und zwar dementsprechend, „daß die Seele noch ist nach dem Tode des Menschen und noch irgend Kraft und Einsicht hat“ (Platon 2012, 22, 70b) und kann als erste systematische Auseinandersetzung mit der Thematik der Unsterblichkeit der Seele gelesen werden (Karamanolis 2014, [7]).

Das Ziel des Philosophierens ist im *Phaidon* die Loslösung der Seele vom Körper: „[U]nd eben dies also ist das Geschäft der Philosophen, Befreiung und Absonderung der Seele von dem Leibe“ (Platon 2012, 18, 67d) und ist weiter von der Hoffnung getragen, dass das Selbst sich vom Körper löse und im Jenseits seine Bestimmung bei den Göttern erfahre: „[D]ie [Seele; Anm. MW] geht (...) zu dem Göttlichen (...), wohin gelangt ihr dann zuteil wird, glücklich zu sein (...) indem sie (...) wahrhaft die übrige Zeit mit Göttern lebt“ (Platon, 2012, 39, 81a)

⁵ Seele beziehungsweise Psyche wird hier nach Patzig (2000, 10) verstanden als dasjenige, wodurch sich Lebende von Toten unterscheiden – als Lebensprinzip, welches den Körper im Zuge des Todes verlässt.

(Graeser 2012, 107). Mit Frank Martin Brunn (2014, 57) lässt sich unter Bezugnahme auf Thomas Buchheim (2006 zit. n. Brunn 2014, 57) die aktuelle Debatte um die Leib-Seele Thematik in Hinblick auf zwei entgegengesetzte Richtungen beschreiben: Zum einen, dass Leib und Seele „dieselbe Beschaffenheit auf unterschiedliche Weise charakterisier[e]“ sowie „daß beides gänzlich verschiedene Gegenstände charakterisier[e]“ (Buchheim 2006, 92 zit. n. Brunn 2014, 57). Im ersten Fall spricht Brunn (ibid.) von einer monistischen⁶ Sichtweise im letzteren von einer dualistischen⁷. Letztere lasse sich weiter durch vier Merkmale (Beckermann 2008, 23 zit. n. Brunn 2006, 58) bestimmen: Der Mensch bestehe aus einem Körper *und* einer Seele, die Seele sei das eigentliche Wesen des Menschen, Leib und Seele seien nur während des irdischen Daseins des Menschen miteinander verbunden sowie die Annahme, dass die Seele – im Gegensatz zum Körper – unsterblich sei. Platons Auffassung lasse sich dieser dualistischen Sichtweise zuordnen, wobei Günther Patzig (2000, 11) in diesem Zusammenhang darauf verweist, dass es sich hierbei um eine „archetypische[n]“ Vorstellung handle.

Insbesondere ist Platons *Phaidon* als Trostbuch zu verstehen: Platon (2012) lässt hier Sokrates in Form einer literarischen Figur auftreten, welche versucht, seine Freunde angesichts seines bevorstehenden Todes zu trösten. Um die Freunde in ihrem Leid aufzurichten, führt Sokrates Argumente für die Unsterblichkeit der Seele an und da laut Sokrates die Seele als das eigentliche Selbst des Menschen aufzufassen sei, könne dasjenige, welches durch den Tod ende, entbehrt werden. (Schäfer 2002, 38).

Graeser (2012, 124) betont in seinem Nachwort zu Platons *Phaidon*, dass der Dialog des *Phaidon* den Grundstein für das Literaturgenre der *Trostliteratur* gelegt sowie die abendländische Philosophie auf vielfältige Weise bereichert habe. In letzterer Hinsicht verweist er u.a. auf Moses Mendelssohns Nachbildung beziehungsweise Adaption des *Phaidon* Dialogs, welcher 1767 unter dem Titel *Phädon* veröffentlicht wurde. (Brunn 2014, 56ff), (Graeser 2012, 115ff), (Karamanolis 2014, 7ff), (Platon 2012), (Patzig 2000, 9ff).

Michael Theunissen (1984, 108) fasst den Begriff des Todes in Hinblick auf zwei unterschiedliche Aspekte: Einerseits lässt sich der Tod, so der Autor, als Zustand nach dem Leben auffassen, andererseits als Aspekt des Überganges zum „Nicht-mehr-Leben, den

⁶ Im Duden lässt sich unter dem Schlagwort Monismus folgende Definition finden: „[P]hilosophisch-religiöse Lehre von der Existenz nur eines einheitlichen Grundprinzips des Seins und der Wirklichkeit“ (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013e).

⁷ Dessen Gegenpart, welches sich als „philosophisch-religiöse Lehre von der Existenz zweier Grundprinzipien des Seins, die sich ergänzen oder sich feindlich gegenüberstehen (z. B. Gott – Welt; Leib – Seele)“ (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013f) beschreiben lässt.

Todesfall“ (Theunissen 1984, 108). Er setzt den Begriff des Todes in Zusammenhang mit jenem des Lebens – die Geburt als Beginn des Lebens und der Tod als dessen Ende und kommt zu folgendem Verständnis:

„Der Tod ist im Leben gegenwärtig, aber darin nicht auflösbar; er ist für uns ein genuin menschlicher und doch auch Los alles Lebendigen; ich erfahre in meinem eigenen den der anderen mit und in dem der anderen meinen eigenen; ich kann etwas von ihm handelnd übernehmen, aber er bleibt nichtsdestoweniger etwas, das mir geschieht, ein Naturereignis, das mir meine Zugehörigkeit zur Natur offenbart“ (Theunissen 1984, 105).

Neben dem Tod als *natürlichem Akt* lässt sich auch der Suizid (aus dem Lateinischen *sui caedere* – sich töten und *suicidium* – Selbsttötung) als Todesform beschreiben (Brunner 2013, 23). Dormann (1996, 29) definiert unter Bezugnahme auf Hömmen (1989, 16 zit. n. *ibid.*) Selbsttötung als „eine gegen das eigene Leben gerichtete Handlung mit tödlichem Ausgang. Es ist nicht entscheidend, ob der Tod beabsichtigt wurde oder nicht“. In diesem Zusammenhang bezeichnet Dormann (1996, 16) Selbsttötung bei einer terminalen Krankheit als besonderen Fall, da der Tod in jedem Fall bevorstünde. Ähnlich wie Theunissen sieht Rest (2006, 11) Sterben (und das insbesondere bei schwer kranken Menschen) als Teil des Lebens, wenn er schreibt: „Im Sterben geschieht Leben; der sterbende Mensch lebt, also auch und gerade in den verschiedensten Zuständen, die seine schwere Krankheit begleiten“.

Die Antwort auf eine lebensbedrohliche Krankheit zeigt sich in den unterschiedlichsten Reaktionen. Verschiedene Studien mit Krebspatient_innen (Adams 1991, Samarel, Fawcett, Krippendorff 1998, Samarel, Tulman, Fawcett 2002 zit. n. Samarel 2003, 147) zeigten jedoch, dass die Phasen, mit welchen Menschen auf die Diagnose einer schweren Krankheit reagierten, jenen des Sterbens, wie sie die Psychiaterin Kübler-Ross (1997 zit. n. *ibid.*) beschrieb, ähnlich seien. Diese Phasen (Negation, Zorn, Verhandeln, Depression und Akzeptieren) folgten dabei jedoch keiner linearen Abfolge und könnten sich durchaus überlappen. Darüber hinaus durchlaufe nicht jedes Individuum jede Phase. Samarel (2003, 148) betont, dass Patient_innen neue Bewältigungsstrategien entwickeln müssten, die es ihnen ermöglichten, sich mit den Veränderungen – entstanden durch die Krankheit – auseinanderzusetzen. Diese Entwicklung hänge, so die Autorin, von der Auffassung der Krankheit, wie beispielsweise der Wahrnehmung der Erkrankung als Kampf, als Strafe, als Herausforderung oder Hindernis, ab. So unterschiedlich diese Auffassungen seien, so verschieden die möglichen Antworten. Samarel sieht jedoch durchaus Veränderungsmöglichkeiten durch die Krankheit, welche sich in Mitgefühl für andere oder verbesserter Kommunikationsfähigkeit zeigten. (Samarel 2003,

147ff) Ähnlich sieht dies Pia Heußler (2006, 17f), wenn sie betont, dass oftmals in der Krankheitsverarbeitung Entwicklungsprozesse stattfinden wie die Veränderung von festgefahrenen Standpunkten, die Intensivierung von Beziehungen oder ähnlichem. Die Autorin beschreibt aber auch die Gefühle von Angst, von Hoffnungslosigkeit oder Autonomieverlust, welche durch die fortschreitende Krankheit, durch Angst jemandem zur Last zu fallen etc. entstünden. Sie verweist hier auf den Wunsch oder das Bedürfnis des Menschen nach Autonomie und darauf, dass viele Patient_innen durch die Erkrankung körperliche und geistige Einschränkungen erfahren. „Diese narzisstischen Kränkungen müssen zunächst verarbeitet werden und münden häufig in Gefühlen der Wut und der Verzweiflung. Aus einer solchen Situation des hoffnungslosen Autonomieverlustes (...) kann der Wunsch nach aktiver Sterbehilfe entstehen“ (Heußler 2006, 25) führt die Autorin weiter aus.

Ob nun der Tod als besondere Form des Scheiterns gelesen werden kann, wird an diesem Punkt nicht weiter verfolgt, da in der vorliegenden Arbeit Scheitern vielmehr aus einer philosophisch-phänomenologischen Perspektive betrachtet wird und hier als das Scheitern einer Ordnung in Erscheinung tritt. Dennoch stellen die vorangegangenen Überlegungen einen Rahmen dar innerhalb dessen das Konzept des Scheiterns in seinen unterschiedlichen Facetten versucht wurde zu beleuchten.

Doch wie steht es nun insbesondere mit der Disziplin der Bildungswissenschaft und der Thematik des Scheiterns? Müsste nicht gerade hier – aufgrund der riskanten Bestimmung von Erziehung und Bildung – ein Konzept ausgearbeiteter Theoriebildung zu finden sein? Diesen Fragen wird nun in einem nächsten Schritt nachgegangen und versucht, eine (un)mögliche Verhältnisbestimmung von Pädagogik und Scheitern ins Auge zu fassen.

1.3 Scheitern in bildungswissenschaftlicher Hinsicht

Markus Rieger-Ladich spricht 2013 in seinem Text *Verhängnisvolle Zurechnungspraxis: zweierlei Spielarten des Scheiterns in Philip Roths Nemesis* noch von einem wahrhaften Forschungsdesiderat im Bereich bildungswissenschaftlicher Theorie und Forschung. Mit den Ursachen für das Vermeidungsverhalten der Erziehungswissenschaft hinsichtlich der Thematik des Scheiterns beschäftigt sich der Autor in seinem Artikel *Auffälliges Vermeidungsverhalten: Scheitern als Gegenstand des pädagogischen Diskurses* (2014) und problematisiert hier das Verhältnis der Allgemeinen Erziehungswissenschaft zu dem Phänomen des Scheiterns. Das

Scheitern werde, so der Autor, „in auffälliger Weise dethematisiert“ (Rieger-Ladich 2014, 280) – und das nicht nur in der Pädagogik. Es herrschten jedoch zwischen den unterschiedlichen Fakultäten und Disziplinen durchaus Differenzen hinsichtlich der Thematisierung des Scheiterns vor. Die These, welche Rieger-Ladich in seinen Überlegungen aufstellt, ist dann folgende:

„die deutschsprachige Erziehungswissenschaft [unterhalte; Anm. MW] ein ganz eigenes (und durchaus problematisches) Verhältnis zum Scheitern (...). Deren Vertreterinnen und Vertreter haben in der Vergangenheit (...) an der Tabuisierung des Scheiterns ein besonderes Interesse erkennen lassen“ (Rieger-Ladich 2014, 282).⁸

Der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft spricht der Autor (Rieger-Ladich 2014, 284) nun ein besonders ausgeprägtes Vermeidungsverhalten zu und stellt weiter die Behauptung auf, dass das Scheitern in erziehungswissenschaftlichen Diskussionen deshalb ausgespart bliebe, da sich die Allgemeine Erziehungswissenschaft erstens in einer Art und Weise mit dem pädagogische Feld in Beziehung setze, welche eben nicht dazu führe, einen distanzierten und analytischen Blick auf ihren Gegenstand zu werfen und da zweitens die Thematisierung des Scheiterns in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft nicht unbedingt einen förderlichen Einfluss auf ihre Positionierung im wissenschaftlichen Feld ausübe.

In seiner folgenden Argumentation kommt Rieger-Ladich zunächst auf den riskanten Charakter von Erziehung und Bildung zu sprechen: Stehen doch Unkontrollierbarkeit, Unvorhersehbarkeit, Unplanbarkeit und Kontingenz im Mittelpunkt von Erziehungs- und Bildungsprozessen. Und doch wird das Scheitern nicht oder nur selten Gegenstand (erziehungs-)wissenschaftlicher Reflexion. Der Autor sieht einen Grund dafür darin, dass sich Erziehungswissenschaftler_innen ihrem zu beobachtenden Gegenstand – welchen er als soziale Praxis ausweist – selten aus einer Distanz heraus nähern würden. Rieger-Ladich problematisiert nun also das Verhältnis der Erziehungswissenschaftler_innen zu ihrem Gegenstand, welche nicht in der gleichen Weise einer „zweckfreien Interessiertheit“ (Rieger-Ladich 2014, 289) folgen würden wie beispielsweise Philosoph_innen und führt dies folgendermaßen aus: „Ein sezierender Blick, der sich mitleidlos auf sein Objekt heftet, ist hier [in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft; Anm. MW] keineswegs die Regel“ (ibid.). Eine gewisse Sympathie für Erziehungsstile zu empfinden, in welchen Kindern Respekt entgegengebracht wird oder Autonomie als Ziel von Bildungsprozessen gesetzt und dabei stets ein schonungsloser Blick auf

⁸ Rieger-Ladich (2014, 282) verweist hier jedoch auf folgende Ausnahmen: Bollnow (1962); Spranger (1962).

den Gegenstand geworfen wird, stellt durchaus, so der Autor, eine „besondere Herausforderung“ (ibid.) dar.

Als weiteren Grund für die De-Thematisierung des Phänomens des Scheiterns in der Erziehungswissenschaft nennt Rieger-Ladich die ohnehin schon schwierige Stellung der Erziehungswissenschaft innerhalb des wissenschaftlichen Feldes, da sich diese erst relativ spät⁹ von ihren benachbarten Disziplinen emanzipieren konnte. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Veränderung, welche eine „Ökonomisierung der Wissenschaft“ (Rieger-Ladich 2014, 290) und eine damit einhergehende „Orientierung an der Verwertbarkeit von Forschungsergebnissen“ (ibid.) mit sich führten, sei es, so der Autor, zumindest verständlich, die Thematik des Scheiterns nicht in den Vordergrund erziehungswissenschaftlicher Theoriebildung zu stellen. Und doch sieht Rieger-Ladich zumindest drei Möglichkeiten, diesem Theoriedefizit zu begegnen: Eine Option beschreibt der Autor in der Annäherung an das pädagogische Feld über *disziplin-externe* Beobachtungen, welche dann analysiert und auf den (eigenen) Gegenstand rückbezogen werden.

Eine zweite Möglichkeit wäre, so der Autor, ein Anschluss an die Diskussion der 50er Jahre von Bollnow und Spranger, welche Scheitern explizit in ihren Überlegungen mitdenken. So macht Spranger (1962 zit. n. Rieger-Ladich 2014, 294) auf die Gefahr von „überzogenen Kontrollphantasien“ aufmerksam, während Bollnow in seinem Werk *Existenzphilosophie und Pädagogik* (1962 zit. n. Rieger-Ladich 2014, 294) dafür plädiert, „das Problem des Scheiterns in der Erziehung als grundlegendes pädagogisches Problem durchzuarbeiten, und zwar nicht als irgendeines ‚dummen‘ Zufalls, sondern als einer immer vorhandenen Möglichkeit, die von vorneherein in den Ansatz jeder Erziehung mit hineingenommen werden muss“.

Hinsichtlich der dritten Option sich der Thematik des Scheiterns aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive zu widmen, verweist Rieger-Ladich auf jüngere Diskussionen, welche sich unter dem Schlagwort der *Negativität* zusammenfassen lassen. Gemeinsam ist den Autoren Lutz Koch (1995 zit. n. Rieger-Ladich 2014, 294), Dietrich Benner (2003 zit. n. Rieger-Ladich 2014, 294) oder Patrick Bühler (2012 zit. n. Rieger-Ladich 2014, 294) die Problematisierung einer allzu *positiven* Pädagogik. Rieger-Ladich sieht jedenfalls in der Thematisierung des Scheiterns die Möglichkeit, eine Kultur der Reflexion auszubilden, welche „sich durch eine vorbehaltlose und ungeschönte Analyse der pädagogischen Praxis auszeichnet“ (Rieger-Ladich 2014, 295). (Rieger-Ladich 2014, 279ff).

⁹ Rothland sieht die „disziplinäre Phase“ (2008, 119) der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft beginnend mit dem 20. Jahrhundert.

Rieger-Ladich bezieht sich in diesem Text explizit auf die Erziehungswissenschaft beziehungsweise das Vermeidungsverhalten der Erziehungswissenschaft, das Phänomen des Scheiterns zu thematisieren. Die vorliegende Arbeit fokussiert dagegen Bildungsprozesse in Zusammenhang mit der Erfahrung des Scheiterns und somit einen anderen Blickwinkel.

In diesem Zusammenhang kann auf den Text *Jugend für den Sozialismus? Erziehungserwartung und Bildungsbefürchtung anhand von Jugendbildern in den DEFA-Filmen Berlin – Ecke Schönhauser... und Berlin um die Ecke* (2009) von Henning Schluß und May Jehle hingewiesen werden, in welchem die Autor_innen das Scheitern einer bestimmten Erziehungsabsicht (hier der DDR) zum Thema machen und dieses als Möglichkeit für individuelle Bildungsprozesse ansehen.

Rieger-Ladich betont an anderer Stelle (Rieger-Ladich 2012, 610), dass die Nicht-Thematisierung des Scheiterns nicht nur den wissenschaftlichen Diskurs als solchen betreffe, sondern auch die Art und Weise individueller Erfahrungsverarbeitung. Junge und Lechner (2004, 10) vermuten, „dass moderne Gesellschaften so sehr auf das Programm der Scheiternsvermeidung eingestellt sind, dass sie das Scheitern als eigenständiges Moment ihrer Prozessualität nicht anerkennen können“. Weiter kommt Rieger-Ladich – in der Verbindung von sozialpsychologischen und soziologischen Überlegungen – zu folgender Definition des Begriffes *Scheitern*:

„Wir reden vom Scheitern begründeterweise immer dann, wenn wir eine zurechnungsfähige Person identifizieren, der es versagt ist, eine gewisse Handlungsabsicht zu realisieren, wobei diese solcher Art sein muss, dass damit sowohl das Vertrauen in die eigene Handlungsmächtigkeit als auch bedeutsame Lebensentwürfe in empfindlicher Weise betroffen sind“ (Rieger-Ladich 2012, 610).

Der Autor wendet sich in seinen Überlegungen ganz klar gegen die Auffassung, Scheitern als *conditio humana* zu begreifen und plädiert dafür, Scheitern als soziale (Zuschreibungs-)Praxis aufzufassen, als „funktionalen Begriff (...), der auf umstrittene Attributionspraktiken verweist und auf folgenreiche Adressierungen“ (Rieger-Ladich 2012, 607). Er betont hier, dass es sich dabei nicht primär um eine individuelle Erfahrung handelt, sondern eben um eine Zuschreibungspraxis, welche stets in ihrer gesellschaftlichen Rahmung zu denken sei. Das bedeutet nun: Wer definiert Scheitern? Wer definiert den/die Scheiternde_n als Scheiternde_n? Und mit welchen Folgen für den/die Akteur_in?

Rieger-Ladich sieht Scheitern in Zusammenhang mit (individuellen) Selbstbildern, mit dem „Versuch, sich im Modus der Zeit zu entwerfen“ (Rieger-Ladich 2012, 611), wobei diese

Selbstbilder auf Subjektvorstellungen fußen, welche stets als gesellschaftlich und historisch geprägt zu verstehen seien. Er beschreibt Scheitern als modernes Phänomen des Individuums: „Freigesetzt und individualisiert sucht das moderne Subjekt die wachsenden Ansprüche zu realisieren, die Hoffnungen, die es an die Zukunft knüpft, einzulösen und verfügt doch nicht in jedem Fall über die Ressourcen, die notwendig sind“ (Rieger-Ladich 2012, 612). Mit dem Blick in die Zukunft sei das Individuum verpflichtet, seine Biographie zu gestalten. Und genau hier – in der Biographisierung¹⁰ des Lebenslaufes – sieht Rieger-Ladich einen Grund für die *Scheiteranfälligkeit* des Individuums. Vor dem Hintergrund aktueller gesellschafts-politischer Entwicklungen und der Betonung von Wettbewerb(sfähigkeit) betont der Autor die zunehmende Schwierigkeit, eigenes Scheitern zu rechtfertigen. Der/die Scheiternde suche die Gründe des Scheiterns zunehmend bei sich selbst: „‘Mit dem heute verbreiteten Anspruch der Menschen an sich und andere, ihr Leben möglichst in eigene Regie zu nehmen, erhöht sich der Druck, auch für das eigene Scheitern geradestehen‘“ (Doehlemann 1996, 44 zit. n. Rieger-Ladich 2012, 618).

Rieger-Ladich (2012, 618) plädiert nun dafür, das Konzept des Scheiterns als Attributionspraxis zu thematisieren: Scheitern nicht als „objektive[n] Sachverhalt“ anzusehen, sondern „als eine gesellschaftlich gerahmte, mitunter sehr folgenreiche Zurechnungspraxis“, welche von Machtverhältnissen geprägt sei. Weiter spricht er sich dafür aus, zu erforschen „*welche Akteure welche Handlungen mit welchen Folgen* als ‚Scheitern‘ ausflaggen“ (Hervorh. im Original; Rieger-Ladich 2012, 619).

Hans-Christoph Koller (2013, 248f) wiederum legt den Blick nicht so sehr auf die De-Thematisierung des Phänomens Scheitern, sondern vielmehr auf den Modus der Thematisierungsform. Er macht sich ebenfalls auf die Suche nach dem Begriff des Scheiterns im pädagogischen Kontext und kommt zu dem Schluss, dass Scheitern zwar zum Thema werde¹¹, jedoch problematisiert der Autor die Art und Weise, in welcher Scheitern zur Sprache komme. So werde Scheitern einerseits als „warnendes Beispiel“ (Koller 2013, 248) zum Thema gemacht, andererseits als „Verharmlosung“ (Koller 2013, 249). Das warnende Beispiel exemplifiziert er anhand alter Kinderbücher wie jenem des Struwelpeters oder des Hans-

¹⁰ Fischer und Kohli (1987) sehen in der Biographisierung die Notwendigkeit der Selbstthematisierung hinsichtlich der eigenen Lebensplanung.

¹¹ Koller (2013, 248) verweist hier auf die Auseinandersetzung mit der Thematik des Scheiterns hinsichtlich pädagogischer Institutionen (Gronemeyer 1996 und Bellenberg/Klemm 2000 zit. n. Koller 2013, 248), von pädagogischen Richtungen wie der Reformpädagogik (Oelkers 2001 zit. n. Koller 2013, 248), der DDR-Pädagogik (Neuner 1994 zit. n. Koller 2013, 248) oder der Kritischen Pädagogik (Schäfer 1991, zit. n. Koller 2013, 248); das Scheitern von Lehrer_innen (Journal für Schulentwicklung 2008 zit. n. Koller 2013, 248) oder pädagogischer Beziehungen (Schoenaker 1993 zit. n. Koller 2013, 248) etc.

guck-in-die-Luft, in welchen die Auswirkungen des Scheiterns als Ermahnung an Kinder und Eltern herangetragen werden. Hinsichtlich der Verharmlosung wird Scheitern – wie bereits weiter oben kurz angeführt – als Chance für einen Neuanfang (um-)interpretiert. Koller (2013, 249) führt dies folgendermaßen aus:

„Die Pädagogik, so meine Schlussfolgerungen aus diesem vorläufigen Befund [Fußnote im Zitat: ‚Dieser vorläufige Befund müsste durch genauere diskursanalytische Untersuchungen überprüft werden, die im Rahmen dieses Beitrags aber nicht möglich sind.‘], thematisiert das Scheitern-Können nicht als etwas, was zu ihrem Gegenstand notwendigerweise dazugehören würde, nicht als unumgängliche Bedingung menschlichen und also auch pädagogischen Handelns, sondern schließt es entweder aus als die schreckliche Kehrseite pädagogischer Bemühungen, die es um jeden Preis zu vermeiden gilt – oder verharmlost es, indem sie das Scheitern zur Chance verklärt und so seines Schreckens beraubt“.

Der Autor verweist auf Untersuchungen im sozialen Feld (Junge, Lechner 2004) und sieht dort in der Thematisierung des Scheiterns durchaus Ähnlichkeiten (mit jener in der Pädagogik). Diese erklärt Koller (2013, 250) vor dem Hintergrund der Bedeutung des Handelns, welche sowohl in der Bildungswissenschaft als auch in der Soziologie eine besondere Stellung einnehme. Scheitern könne als Ergänzung beziehungsweise Kehrseite des Handelns gedacht werden: Dem Handeln wohne die Möglichkeit inne, zu scheitern; Handeln könne als Scheiternsvermeidung in Erscheinung treten etc. So stellt der Autor in diesem Zusammenhang die Frage, ob das Vermeiden beziehungsweise die Verharmlosung in der Bildungswissenschaft vor allem auf handlungstheoretische Konzeptionen zutrefe und jene Ansätze, welche den Begriff der Bildung und somit weniger ein intentionales Einfluss-Nehmen in den Vordergrund rückten, weniger von dieser Tendenz betroffen seien. Koller (2013, 251) sieht insbesondere in neueren bildungstheoretischen Ansätzen die Auseinandersetzung des Individuums mit krisenhaften Geschehnissen. Hier lässt sich Günter Bucks „Bildung als Prozess eines ‚Horizontwandels‘“ als „‘Enttäuschung‘“ von Vorannahmen und Vorwissen beschreiben (Buck 1981 zit. n. Koller 2013, 251) sowie Kollers eigener Versuch einer Neuinterpretation des Bildungsbegriffes, in welcher er Bildungsprozesse hervorgerufen durch die Erfahrung eines Scheiterns oder einer Krise sieht. Koller macht an dieser Stelle jedoch selbst darauf aufmerksam, dass durch das Entstehen eines Neuen die Erfahrung des Scheiterns relativiert werden würde, wenn er schreibt:

„Die Gefahr einer solchen bildungstheoretischen Positivierung des Scheiterns besteht darin, dass auf diese Weise das Scheitern eingekreist, umstellt und soweit eingeordnet wird, dass seine radikale Negativität verloren geht und die Möglichkeit eines *absoluten*, nicht mehr positivierbaren Scheiterns ganz aus dem Blick verschwindet“ (Hervorh. im Original; Koller 2013, 252).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird im Anschluss an Koller (2013) in der vorliegenden Arbeit mit Waldenfels' Konzept des Fremden weitergedacht – Scheitern wird als das Scheitern einer (vertrauten) Ordnung gelesen, in welcher das Fremde keinen Platz findet. Das Fremde wird hierbei gedacht als etwas, das sich nicht einordnen lässt, sich dem Zugriff entzieht und doch zu einer Antwort zwingt. Koller (2013, 253) denkt das Scheitern in diesem Zusammenhang folgendermaßen:

„Das Scheitern der bisherigen, vertrauten Ordnung, das den Kern der Fremderfahrung ausmacht, wird hier nicht umstandslos positiviert, sondern bleibt als ‚Stachel des Fremden‘ erkennbar (vgl. Waldenfels 1998) und macht deutlich, dass Bildung, verstanden als produktive Antwort auf diesen Stachel, nicht der Kontrolle des Subjekts unterliegt, sondern *zwischen* dem Fremden und dem Selbst entsteht und deshalb ein riskanter Prozess ist, der jederzeit scheitern kann“ (Hervorh. im Original; Koller 2013, 252).

Zusammenfassend kann darauf hingewiesen werden, wie unterschiedlich die verschiedenen Herangehensweisen zu der Thematik des Scheiterns sind und wie schwierig es sich gestaltet, eine Definition von beziehungsweise eine feststehende Kategorie des Scheiterns zu beschreiben. Im Folgenden wird mit der Kategorie des Fremden gearbeitet und diese als Hintergrundfolie für weitere Überlegungen zu dem Phänomen des Scheiterns verwendet. Es wird weiter versucht, ein Denken zu wagen, welches Scheitern im Kontext bildungswissenschaftlicher Überlegungen in den Vordergrund rückt: Scheitern als das Scheitern an einer Ordnung – als Einbruch in eben diese Ordnung und die Frage wie mit einem solchen Scheitern umgegangen wird.

Bevor es nun darum gehen wird, die Erfahrung des Fremden in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, wird ein Blick auf die Beziehung von Bildungswissenschaft und Literatur¹² geworfen und die Frage gestellt, inwieweit eine Auseinandersetzung mit Literatur fruchtbar für bildungswissenschaftliche Betrachtungen sein kann.

¹² Mit Rieger-Ladich (2014b, 352) kann in Hinblick auf die Begriffsdefinition von Literatur festgehalten werden, dass sich diese nicht ontologisch im Sinne einer Bestimmung von (Wesens-)Merkmalen kennzeichnen lasse, sondern vielmehr als ein funktionaler Begriff fungiere. Ein Roman beispielsweise wird durch bestimmte „Praktiken, Konventionen und Rahmungen“ (ibid.) zu Literatur, also dadurch dass mit ihm etwas getan wird – er beispielsweise in einer Zeitung rezensiert wird.

2 Zum Verhältnis von Bildungswissenschaft und Literatur

Koller (2014, 336ff) beschäftigt sich in seinem Artikel *Bildung als Textgeschehen. Zum Erkenntnispotenzial literarischer Texte für die Erziehungswissenschaft* mit der Frage, in welcher Form die Analyse und Interpretation von literarischen Quellen zu erziehungswissenschaftlichen Erkenntnissen beitragen könne beziehungsweise „inwieweit literarische Texte zum Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Forschung werden können“ (2014, 228). Es handelt sich hier also nicht um den Versuch, erziehungswissenschaftliche Erkenntnisse mittels Literatur zu veranschaulichen, sondern darüber hinaus eben solche zu erzeugen. Diesem Versuch wird im Folgenden weiter nachgegangen.

2.1. Kurzer geschichtlicher Abriss

Als besonders bedeutsam im deutschen Sprachraum in der neueren Geschichte der erziehungswissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur kann, so Koller (2014, 338), der im Jahr 1978 stattgefundenen Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft beschrieben werden, welcher sich explizit mit der Thematik einer „[w]issenschaftliche[n] Erschließung autobiographischer und literarischer Quellen für pädagogische Erkenntnis“ (Baacke, Schulze 1979, 7) beschäftigte. 1979 erschienen die Beiträge der Arbeitsgruppe um Baacke und Schulze unter dem Titel *Aus Geschichten lernen*, mit welchen die Herausgeber Geschichten darstellen wollten, „in denen generelle Strukturmomente menschlicher Entwicklung und Selbstverständigung greifbar werden, die anders nur schwer oder vielleicht gar nicht zu erfassen sind“ (Baacke, Schulze 1979, 8). Aus dieser Initiative entwickelte sich das „Programm einer hermeneutisch und biographisch orientierten, narrativen Pädagogik“ (Baacke, Schulze 1993, 6).

Auf diesen Befund blicken Koller und Rieger-Ladich (2005 u.a.) rund 25 Jahre später jedoch zwiesgespalten: Einerseits sehen sie den Versuch der damaligen Erziehungswissenschaft neue Impulse zu geben als durchaus erfolgreich, da sich aus der Initiative die Forschungsrichtung einer *erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung* etablieren konnte. Andererseits blieb die Beschäftigung mit literarischen Texten auf der Strecke,

„[d]enn aus dem Ziel einer ‚Erschließung autobiographischer und literarischer Quellen‘ für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung wurde (...) das Programm einer Forschungsrichtung, deren bevorzugte Datensorte nicht mehr literarische Texte, sondern mündliche autobiographische Stegreiferzählungen sind, wie sie in so genannten narrativen Interviews erhoben werden“ (Hervorh. im Original; Koller, Rieger-Ladich 2005, 7f).

Die ästhetische Gestaltung des Textes beziehungsweise dessen fiktionaler Charakter spielen in dieser Forschungsrichtung, so die Autoren (ibid.), kaum mehr eine Rolle.

Es kam jedoch an anderen Stellen zu einer Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Mehrwert einer literarischen Beschäftigung für die Erziehungswissenschaft, wie dies beispielsweise bereits in den 80er Jahren Hans Bokelmann, Klaus Mollenhauer oder auch Jürgen Oelkers (Koller 2014, 339) in unterschiedlichen Werken und seit 2005 Hans-Christoph Koller und Markus Rieger-Ladich unter dem Titel *Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane* beweisen. Als Gründe für die Auseinandersetzung mit Literatur aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive, wie dies in bisherigen Versuchen geltend gemacht wurde, lassen sich, so Koller und Rieger-Ladich (2005, 8ff), vor allem zwei Argumente anführen:

2.2. Zur Begründung einer Beschäftigung mit Literatur aus bildungswissenschaftlicher Perspektive

Zum einen verweisen die Autoren Koller und Rieger-Ladich (Koller 2014, 340f; Koller, Rieger-Ladich 2005, 8f) darauf, dass literarische und pädagogische Texte oftmals ähnliche beziehungsweise dieselben Phänomene behandeln – dies aber in einer unterschiedlichen Art und Weise. Im Gegensatz zur theoretischen Perspektive der wissenschaftlichen Herangehensweise heben sich literarische Texte, so die Autoren, durch ihre „Anschaulichkeit, Detailliertheit und Differenziertheit“ (Koller 2014, 340) hervor. D.h.: Es lässt sich auf einer thematischer Ebene durchaus von Berührungspunkten sprechen, wobei sich literarische Texte in ihrer Hinwendung zu erziehungs-/bildungswissenschaftlichen Phänomenen durch ihre Ausdrucksfähigkeit, ihren Facettenreichtum sowie durch ihre Genauigkeit auszeichnen. Weiter beschreiben die Autoren Koller und Rieger-Ladich die Qualität literarische Quellen wie folgt: Sie „*argumentieren* (...) nicht, sondern *zeigen* etwas, d.h. sie *beschreiben* oder *erzählen* in sinnlicher Konkretion“ (Rieger-Ladich 2014, 359 zit. n. Koller 2014, 340). Aufgrund dieser Besonderheiten scheinen literarische Texte jedoch nicht nur geeignet, pädagogische Theorien zu illustrieren, sondern darüber hinaus könne ihnen die Möglichkeit zugeschrieben werden, neue Erkenntnisse zu ermitteln, „indem sie Dimensionen und Aspekte der Erziehungswirklichkeit erhellen, die anders nicht oder nur schwer zugänglich zu sein scheinen“ (Koller, Rieger-Ladich 2005, 9). Koller (2014, 341) sieht dies u.a. aufgrund der Möglichkeit, pädagogische Sachverhalte aus Sicht der jeweiligen Individuen beschreiben zu können, d.i. aus einer bestimmten Perspektive, einer gewissen Innensicht heraus. Und auch Mollenhauer (2000,

50) sieht in der Beschäftigung mit Literatur die Möglichkeit, Neues generieren zu können, wenn er schreibt,

„dass die erzählende Literatur, in herausgehobenen und bemerkenswerten Fällen, nicht nur illustriert, was ohnehin bekannt ist, nicht nur narrativ ausbreitet, was man im szientistischen Wissensstand in kürzeren Formulierungen zur Hand hat, sondern darüber hinausgehende oder intern subtiler differenzierende Vorkommnisse fingiert, in denen gleichsam heuristische Hypothesen eingehüllt sind“ (ibid.).

Das zweite Argument betone, so die Autoren (Koller, Rieger-Ladich 2005, 9f) weniger die Gemeinsamkeiten von Literatur und Pädagogik als vielmehr die Unterschiede, welche Themen beziehungsweise wie diese Themen in den Blick genommen werden: Während ein pädagogischer Blickwinkel, so Koller (2014, 342), eher das Gelingen pädagogischer Ambitionen oder möglicher Maßnahmen, um eben diese zu erreichen, in den Vordergrund rücke, thematisieren literarische Quellen hingegen das Scheitern von Erziehung oder Bildungsprozessen: „Gerade was pädagogische Autoren tendenziell ausblenden, verdrängen oder tabuisieren, rückt demzufolge in literarischen Texten ins Zentrum der Aufmerksamkeit“ (ibid.). Auch Ricken (2005, 37) sieht insbesondere in zeitgenössischer Literatur die Möglichkeit, die in literarischen Darstellungen wahrnehmbaren kulturellen Tendenzen und Problemlagen als einen „Seismographen zu nutzen, der doch erheblich breiter und feinfühlig ist, als es wissenschaftliche Theorien überhaupt je sein können“ (ibid.). Der Autor beschreibt hier also die Chance von Literatur mit ihrer Feinfühligkeit Aspekte gesellschaftlicher Gegebenheiten oder Veränderungen wahrzunehmen, welche wissenschaftliche Theorien als solche nicht leisten könnten. Dieses Nutzen der Literatur für wissenschaftliche Betrachtungen könnte allerdings Gefahr laufen, die Literatur in den Dienst der Wissenschaft zu stellen und so wird in der vorliegenden Arbeit versucht, im Sinne Rita Casales (2005), sich die unterschiedlichen Zugänge von Literatur und Pädagogik zur Realität bewusst zu halten. Die Autorin führt diese Verschiedenheit und die damit einhergehende Form der Annäherung folgendermaßen aus: „Ein Versuch, den pädagogischen Diskurs dem literarischen anzunähern, sollte allerdings sowohl vermeiden, die Literatur zu pädagogisieren, als auch die Pädagogik zu literarisieren“ (Casale 2005, 20).

Gelingt es, sich diese unterschiedlichen Herangehensweisen bewusst zu halten und somit ausdrücklich zwischen diesen Realitätsmodi zu oszillieren, kann eine literarische Auseinandersetzung für bildungswissenschaftliche Überlegungen durchaus fruchtbar sein: Durch ihre ästhetische Form können sich in literarischen Werken mehrdeutige, uneindeutige,

neuartige und fremde Aspekte zeigen, welche in dieser Form in einer an wissenschaftlichen Kriterien orientierten Theorie womöglich nicht zutage treten würden.

Nachdem an dieser Stelle versucht wurde zu zeigen, inwieweit eine Auseinandersetzung mit Literatur für die Bildungswissenschaft bereichernd sein kann, wird nun im Folgenden das Fremde in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und mit ihm das Vorhaben, die Erfahrung des Scheiterns als Einbruch des Fremden in eine gewisse Ordnung zu lesen.

3 Scheitern und Bildung – die Erfahrung des Scheiterns als Fremdheitserfahrung?

In der vorliegenden Arbeit wird versucht, einen Zusammenhang zwischen der Erfahrung des Scheiterns (einer Ordnung) und Bildungsprozessen zu rekonstruieren. Doch was lässt sich unter dem Begriff Bildung verstehen?

Um diese Begrifflichkeit näher zu erläutern wird es nun darum gehen, den Begriff der Bildung zu betrachten und mit Humboldt einen Vertreter klassischer Bildungstheorie in den Vordergrund zu stellen. Sowohl bei Humboldt als auch in einem nächsten Schritt bei Waldenfels wird der Aspekt des Fremden im Vordergrund stehen, da mit diesem in der vorliegenden Arbeit das Phänomen des Scheiterns gedacht wird.

Der Bildungsbegriff setzt – entgegen der Begrifflichkeit der Erziehung – nicht bei dem/der Erzieher_in an, sondern bei dem/der Zu-Erziehenden und dessen/deren Selbsttätigkeit. Im Vordergrund steht hier also Selbst-Bildung – und zwar in Auseinandersetzung mit seiner/ihrer Umwelt. (Koller 2006, 71). Dörpinghaus, Poenitsch und Wigger (2006, 10) suchen in der Einleitung ihrer *Einführung in die Theorie der Bildung* (2006) nach Merkmalen, welche die unterschiedlichsten Bildungstheorien, -konzepte und -konturen vereinen und zeichnen ein Bildungsverständnis, welches sich in dreifacher Hinsicht beschreiben lässt: Die Autoren gehen davon aus, dass in Anlehnung an Humboldt „jedes Verständnis von Bildung (...) die Beziehungen und Verhältnisse zur Sprache bringt, die – erstens – Menschen zu sich selbst, zweitens – zu ihren Mitmenschen und – drittens – zum Gesamt der Welt eingehen bzw. eingegangen sind“ (ibid.).

So wird nun in einem nächsten Schritt näher auf Wilhelm von Humboldts Bildungskonzeptionen eingegangen und weiter die Frage nach Aspekten des Fremden in seiner Theorie gestellt.

3.1 Wilhelm von Humboldts Bildungsgedanke und das Wechselverhältnis von Individuum und Welt

Wilhelm von Humboldt, dessen Bildungskonzeptionen bis heute nicht an Bedeutung eingebüßt haben, stellt den Zweck der Bildung in den Vordergrund seiner Überlegungen und kommt zu folgender Aussage: „Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde

Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Natur ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (Humboldt 1960a, 64). Die Formulierung des *wahren* Zwecks des Menschen hebt hervor, dass es durchaus noch andere Zwecke, wie ökonomische, politische oder das Glück betreffende Zwecke gäbe; diese jedoch nicht die wahren Zwecke darstellten und somit jenem der Bildung nachgereiht seien. Die Bestimmung des Menschen sei es, seine Fähigkeiten zu bilden. Im Mittelpunkt von Humboldts neuhumanistischer Auffassung steht der Mensch als solcher und die möglichst weitreichende und umfassende Entwicklung seiner Anlagen. Wie Koller (2006, 76) demonstriert, ist das Ziel von Bildung demnach „die dem Menschen innewohnenden Möglichkeiten, sein Menschsein, möglichst umfassend zu verwirklichen“. Es handelt sich dabei also um eine Ausgewogenheit aller Kräfte – nicht nur des Verstandes, sondern ebenso der Phantasie oder der Wahrnehmungsfähigkeit. Das bedeutet nun, dass die Aufgabe des Menschen in einer harmonischen Bildung seiner Potentiale liege. Diese Form der Bildung könne als ein Kräftespiel aufgefasst werden, welches von seiner Widerständigkeit Kraft bezieht. Durch die widerstreitenden Kräfte vollziehe sich, so Humboldt, eine ausgewogene Bildung. Da der Mensch jedoch bestimmte Talente und Fähigkeiten mitbringe, neige er zu einer gewissen „Einseitigkeit“ (Humboldt 1960a, 64): „[D]er Mensch [scheint] zur Einseitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstände verbreitet“ (Humboldt 1960a, 64). Dieser Einseitigkeit könne er dadurch begegnen, indem er seine Kräfte, welche er in unterschiedlichen Situationen auf verschiedene Art bilde verbinde, d.i. die Verbindung mit Anderem.

Bedeutend für das Gelingen von Bildungsprozessen ist nun also, so Humboldt, die Mannigfaltigkeit von Situationen: Auch „der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus“ (Humboldt 1960a, 64). Durch das jeweilige Sich-Verhalten-Müssen zu einer bestimmten Situation und die damit einhergehende Herausforderung bilden sich jeweils unterschiedliche Fähigkeiten. Dieses Bildungsverständnis zeigt sich beispielsweise in einem Brief Humboldts an seine Frau, in welchem er Selbst-Bildung darin sieht, dass sie durch jegliche Situation hervorgerufen werden könne:

„Und auf Bildung unserer selbst kommt es doch allein an, wenn sie allein auch nicht glücklich macht, so ist sie doch allen Glücks erste Bedingung. Stimmt der Gang der Welt außer uns nicht mit unseren Wünschen überein, so bleibt uns noch die Welt in uns, es bleibt uns Erinnerung an die Freuden, die wir genossen, es bleibt uns das Bewußtsein, wie jede Lage, die fröhliche und die traurige, dazu beitrug, uns zu dem zu machen, was wir sind [...] Glaube mir, meine teure, geliebte

Li, jedes Verhältnis, in das wir geworfen werden ist gut [...] weil es Bereicherung durch neue Erfahrung, Gewöhnung an neues Leiden, Anlaß zu neuer Tätigkeit ist“ (W. und C. v. Humboldt 1907ff, 1968, Bd. II, 12 zit. n. Bittner 2011, 87).

Eine Situation als solche könne natürlich verschiedene Fähigkeiten ansprechen und bilden – bedeutsam sei eine vielseitige Bildung, welche dadurch zu erreichen sei, dass die unterschiedlichen Fähigkeiten des Menschen stets aufs Neue miteinander zu verbinden seien. Diese Verbindung beziehungsweise die Entfaltung der individuellen Potentiale des Individuums könne jedoch nicht nur in Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich entstehen, sondern das Individuum benötige das Andere¹³, die Welt außerhalb des Eigenen:

„Die letzte Aufgabe unseres Daseyns: dem Begriff der Menschheit in unsrer Person (...) einen so grossen Inhalt, als möglich, zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“ (Humboldt 1960b, 235f).

Bildung ist nun also nur in Auseinandersetzung mit Welt möglich, d.i. es bedarf eines Außen, eines Anderen: Der Mensch benötigt dieses Außen, um sich an ihm zu erproben. *Allgemein, rege* und *frei* solle diese Wechselwirkung, so Humboldt, sein: Allgemein – vielfältig, rege – bewegend und tätig und frei – d.i. „[s]ie darf keine Einschränkung außerhalb ihrer selbst erfahren“ (Dörpinghaus, Poenitsch, Wigger 2006, 70). Der Begriff der Wechselwirkung macht weiter darauf aufmerksam, dass beide Seiten – Individuum und Welt – an der Bewegung, dem Prozess der Bildung beteiligt sind. Bildung ist hier als Prozess zu verstehen, in welchem der Mensch als aktives und passives Wesen mit der Welt verbunden ist: Im Begriff der Welt spiegle sich

„in vollkommendem Grade die Mannigfaltigkeit, mit welcher die äusseren Gegenstände unsre Sinne rühren, und das eigne selbstständige Daseyn, wodurch sie auf unsre Empfindung einwirken. Denn nur die Welt umfasst alle nur denkbare Mannigfaltigkeit und nur sie besitzt eine so unabhängige Selbstständigkeit, dass sie dem Eigensinn unsres Willens die Gesetze der Natur und die Beschlüsse des Schicksals entgegenstellt“ (Humboldt 1960b, 237).

Humboldt betont hier die Wechselwirkung mit Welt, die Bedeutung ihrer Widerständigkeit und Unabhängigkeit, welche das Individuum mit Anderem, Fremden konfrontiere und es herausfordere, sich zu bilden (Dörpinghaus, Poenitsch, Wigger 2006, 71). Hier besteht nun allerdings, so Humboldt, die Gefahr, dass der Mensch sich in Auseinandersetzung mit Welt zu sehr entfremde – es brauche daher die gegenseitige Wechselwirkung von Individuum und Welt,

¹³ In Anlehnung an Ricken/Balzer (2007, 64f) wird in der Arbeit einem Denken über Alterität gefolgt, in welchem das Andere „zumeist fernab von konkreten sozialen, ethnischen, politischen und kulturellen Ordnungen gedacht“ wird. In der Arbeit werden die Begriffe Anderes/Fremdes synonym verwendet. Gleichwohl wird bedacht, dass diese beiden Begriffe unterschiedlichen Theorietraditionen abstammen.

um der Gefahr der Entfremdung zu entgehen. Bei Humboldt bedeutend ist das stete Zurückkehren in das eigene Innere, um sich eben nicht in dieser Entfremdung zu verlieren. Das Fremde fungiert hier vielmehr als eine Art Stadium des Übergangs, welches das Individuum verändert zurücklässt. (Schlesinger 2014, 57).

(Bittner 2011, 84ff), (Dörpinghaus, Poenitsch, Wigger 2006, 67ff), (Humboldt 1960a, 1960b) (Koller 2006, 70ff), (Koller 2012, 11ff).

Neben Wilhelm von Humboldt ist es der Philosoph Bernhard Waldenfels, welcher sich dem Fremden in seinen Schriften besonders widmet. Ist bei Humboldt das Fremde als Übergang zu lesen und in das Eigene überführbar, versteht Waldenfels das Fremde als unzugänglich und von einer anderen Logik bestimmt.

Aus diesem Grund wird nun der Philosoph Waldenfels in den Fokus gerückt und in seinen Überlegungen nach Spuren des Fremden gesucht.

3.2 Das Fremde bei Bernhard Waldenfels

„Das Fremde als Fremdes erfordert eine responsive Form von Phänomenologie, die bei dem beginnt, was uns auf befremdende, erschreckende oder erstaunliche Weise herausfordert, herauslockt, herausruft und unsere eigenen Möglichkeiten in Frage stellt, bevor wir uns auf ein fragendes Wissen- und Verstehenwollen einlassen“ (Waldenfels 2006, 58).

Bernhard Waldenfels, welcher sich dem Fremden aus einer phänomenologischen¹⁴ Perspektive nähert, verdeutlicht im Vorwort zu seiner *Topographie des Fremden* (2013) das Fremde am Beispiel des Hörens einer fremden Sprache, wenn er beschreibt, dass sich „[e]twas zeigt (...), indem es sich (...) entzieht“ (Waldenfels 2013, 9). Das bedeutet es zeigt sich diese uns fremde Sprache, indem wir sie hören – gleichzeitig entzieht sich jene jedoch durch unser Nicht-Verstehen. Der Autor macht auf die „Rätselhaftigkeit des Fremden“ aufmerksam, welche darin bestehe,

„daß das Fremde die Bedeutung jenes Wortes, dem es angehaftet oder aufgepfropft wird, affiziert und infiziert wie ein Virus. Die Konfrontation mit dem Fremden löst stets einen Rückschlag aus. Erfahrung, Sprache, Land, Leib, Vernunft und Ich, die als fremd auftreten können, hören auf, schlicht das zu sein, was sie bislang waren. Erfahrung des Fremden, die mehr bedeutet als einen Erfahrungszuwachs,

¹⁴ „Der Ausdruck bezeichnet eine erkenntnistheoretische Richtung, die als Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen die Phänomene, d.h. die beobachtbaren Sachen als solche wählt. Das Phänomen, die Erscheinung, wird dabei als die betreffende Sache selbst verstanden, also nicht im traditionellen Sinne gedeutet“ (Blume 2003, [1]).

schlägt um in ein Fremdwerden der Erfahrung und ein Sich-Fremdwerden dessen, der die Erfahrung macht“ (Waldenfels 2013, 9f).

Waldenfels (2006, 8) beschreibt das Fremde als Phänomen, welches nicht klar erfasst oder festgemacht werden könne, als etwas, was uns erschrecke, verlocke, uns widerfahre und sich unserem Zugriff entziehe – die Erfahrung des Fremden berühre stets die eigene Erfahrung und führe zu einem Fremd-werden dieser eigenen Erfahrung.

Das Fremde, so Waldenfels, werde im westlichen Denken erst seit dem 18. Jahrhundert zu einem Gegenstand (philosophischer) Reflexion. Der Autor sieht vor allem zwei Gründe für diese späte Problematisierung: Einerseits die Veränderung der neuzeitlichen Auffassung von Vernunft und andererseits die der neuzeitlichen Subjektrolle. Das bedeutet zum einen das Entstehen eines Verständnisses der Pluralität von Ordnungen und zum anderen eine Veränderung hinsichtlich der Auffassung von Subjektivität: „Was wir sind, sind wir nie ganz und gar“ (Waldenfels 2013, 11). In diesem Sinne sei von einem Subjekt die Rede, welches nie völlig „Herr im eigenen Hause“ ist und „uns mit einem radikal Fremden [konfrontiert; Anm. MW], das allen Aneignungsbemühungen zuvorkommt“ (ibid.). Waldenfels denkt das Fremde von *Orten* des Fremden her, d.i. als Topographie, als Ortsbeschreibung. Das Fremde sei dabei als „ein Anderswo und als ein Außer-ordentliches, das keinen angestammten Platz hat und sich der Einordnung entzieht“ (Waldenfels 2013, 12) aufzufassen. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang von einem fremden Anspruch, welcher jeglicher eigenen Initiative vorausgehe. Waldenfels nähert sich der Erfahrung des Fremden phänomenologisch und begreift Erfahrung als „*Geschehen*, in dem die >Sachen selbst<, von denen jeweils die Rede ist, zutage treten“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 19). Erfahrungen zu machen bedeute etwas durchzumachen, etwas durch Enttäuschung zu lernen. Es handelt sich hierbei um ein prozessuales Geschehen, in welchem Dinge Gestalt annehmen. Unter Bezugnahme auf Husserl beschreibt Waldenfels Erfahrung dahingehend, dass uns *etwas als etwas* begegnet – mit zu denken seien hier, so Waldenfels, die Art und Weise des Erscheinens sowie die Grenzen, innerhalb derer es erscheint. Einen weiteren Aspekt der Erfahrung beschreibt Waldenfels in dem Vorhanden-sein von Ordnungen; darin, dass etwas genau in der Art und Weise erscheint, in welcher es erscheint – und das bedeutet gleichzeitig, dass gewisse Erfahrungsmöglichkeiten nicht stattfinden beziehungsweise ausgeschlossen werden. In einem weiteren Schritt ist hier die Kontingenz von Ordnungen angesprochen: Es gibt bestimmte Ordnungen, jedoch nicht nur eine einzige. Und genau hier sieht Waldenfels die Bedingung dafür, dass es Fremdes gibt, „daß etwas sich dem Zugriff der Ordnung entzieht“ (Waldenfels 2013, 20).

Der Autor differenziert drei Aspekte von sprachlichen Bedeutungen der deutschen Wörter „fremd“ und/oder „Fremdheit“: Die erste Bedeutung betone den Ortsaspekt – etwas, das sich außerhalb des eigenen Bereichs befinde; die zweite den Aspekt des Besitzes – etwas, das einem/r Anderen gehöre und drittens den Aspekt der Art – etwas, das als fremdartig erscheine. Unter diesen drei Aspekten gibt Waldenfels dem Ortsaspekt den Vorrang, da das „leibliche Hier“ (ibid.), welches stets an einen Ort gebunden sei, größere Bedeutung besitze. Der Autor denkt die Annäherung an das Fremde hinsichtlich einer Schwelle, durch welche es vom Eigenen getrennt sei. Das Fremde könne jedoch, so Waldenfels, nur vor dem Hintergrund einer jeweiligen Situation gedacht werden – es bestimme sich durch das Hier und Jetzt. Das Phänomen des Fremden sei als Ort aufzufassen, welcher sich ähnlich wie das *Links* nur von dem jeweiligen Standpunkt aus bestimmen lasse. Waldenfels verweist in seinen Überlegungen auf Husserl, welcher das Fremde als „Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“ (Husserl 1950, 144 zit. n. Waldenfels 2013, 25) beschreibe. Husserl bestimme, so Waldenfels, Fremdheit durch die Art und Weise ihrer Zugänglichkeit und mache darauf aufmerksam, dass sich auch das Fremde nur durch ihre „Gegebenheits- und Zugangsweise“ (Waldenfels 2013, 26) bezeichnen lasse – und somit auch durch ihre Örtlichkeit. Wie Husserl das Fremde in dessen Zugänglichkeit eines originär Unzugänglichen beschreibt, fasst Waldenfels den Ort des Fremden in der Erfahrung als einen „Nicht-Ort“ (ibid.) und exemplifiziert dies folgendermaßen:

„Das Fremde ist nicht einfach anderswo, es *ist* das Anderswo, und zwar eine ‚originäre Form des Anderswo‘ (Merleau-Ponty 1964, S. 308, dt. S. 320). Das Nicht des Nicht-Ortes, die Un-zugänglichkeit oder der Ent-zug entspringen keiner schlichten Negation, die als Modifikation eine entsprechende Position voraussetzen würde. (...) Das Fremde stellt kein *Defizit* dar wie all das, was wir zwar *noch nicht* kennen, was aber auf seine Erkenntnis wartet und an sich erkennbar ist. Vielmehr haben wir es mit einer Art leibhaftiger Abwesenheit zu tun. Das Fremde gleicht dem Vergangenen, das nirgends anders zu finden ist als in seinen Nachwirkungen oder in der Erinnerung“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 26)

Doch nicht nur außerhalb des Eigenen lasse sich, so Waldenfels, das Fremde finden, sondern auch im eigenen Selbst könne von einer Fremdheit gesprochen werden; von einer Alterität des ego. Hier angesprochen ist also die Annahme, dass das Ich niemals völlig mit sich selbst identisch sei, dass das Eigene stets mit dem Fremden verflochten sei. Waldenfels betont in diesem Zusammenhang, dass die Fremdheit im eigenen Ich nicht primär als Unzugänglichkeit zu denken sei, sondern als „Anwesenheit des Anderen in mir, die mit einer Abwesenheit meiner selbst für mich selbst Hand in Hand ginge“ (Waldenfels 2013, 30). Der Autor sieht hier – auf diesen Aspekt wird an späterer Stelle noch Bezug genommen – einen Anspruch des Fremden,

auf welchen ich zu antworten habe, wobei das Antworten in einer Art und Weise geschehe, dass ich bei dem Anspruch des Fremden zu beginnen habe. Waldenfels denkt das Phänomen des Fremden, wie bereits weiter oben kurz beschrieben, unter Bezugnahme auf Ordnungen in dem Sinn, dass die „Zugänglichkeit des Unzugänglichen“ (Waldenfels 2013, 33) abhängig sei von bestimmten Bedingungen der Zugänge und das heißt von Ordnungen, die Zugänge er- oder verunmöglichen. Die Zugänglichkeit zu dem Fremden hängt also ab von den jeweiligen Ordnungen, welche „bestimmte Zugangs-, Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglichkeiten“ (Wilden 2013, 49) zulassen und andere ausschließen. Waldenfels geht davon aus, dass sich der Dialog in unterschiedliche Diskurse mit spezifischen Ordnungen unterteile und kommt unter Bezugnahme auf Foucault zu folgendem Schluss: „*So viele Ordnungen, so viele Fremdheiten*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 33). Im Folgenden unterscheidet Waldenfels verschiedene Grade von Fremdheit: So könne Fremdheit einerseits in einer alltäglichen beziehungsweise normalen Form auftreten, welche innerhalb einer vertrauten Ordnung bliebe wie beispielsweise die Fremdheit von Nachbar_innen oder Passant_innen auf der Straße. Als Steigerungsform sieht der Autor die strukturelle Fremdheit, welche außerhalb einer bestimmten Ordnung liege wie eine fremde Sprache oder „der Ausdruck eines Lächelns, dessen Sinn“ (Waldenfels 2013, 35) wir nicht verstehen. Als höchste Steigerungsform bezeichnet Waldenfels die radikale Fremdheit, welche außerhalb jeder Ordnung verbleibe „und uns mit Ereignissen konfrontiert, die nicht nur eine bestimmte Interpretation, sondern die bloße ‚Interpretationsmöglichkeit‘ in Frage stellen (Geertz 1987, S.61)“ (Waldenfels 2013, 36f). Hierzu zählt er Phänomene wie Rausch, Schlaf, Eros oder Tod – Phänomene, welche die Ordnung von Raum und Zeit übersteigen. Der Autor betont hier, dass diese radikale Fremdheit nicht gleichzusetzen sei mit absoluter und totaler Fremdheit. Letztere wäre, so Waldenfels, vergleichbar mit einer Sprache, welche so fremd erscheint, dass sie nicht mehr als Sprache wahrgenommen werden würde, d.i. jenseits jeglichen Verstehens. Das radikal Fremde lasse sich dagegen fassen als „Überschuß, als Exzess, der einen bestehenden Sinnhorizont überschreitet“ (Waldenfels 2013, 37). Waldenfels beschreibt das Fremde darin, dass es sich zeigt, „*indem es sich uns entzieht*. Es sucht uns heim und versetzt uns in Unruhe, noch bevor wir es einlassen oder uns seiner zu erwehren trachten“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 42). Wird die Frage gestellt, womit das Fremdwerden einsetze – damit, dass Andere mir als Fremde entgetreten oder damit, dass ich mich selbst unter Anderen fremd fühle – sei, so Waldenfels, die Frage zu stellen, wo der Maßstab für Normalität anzusetzen sei: In der fremden oder in der eigenen Welt? Je nachdem wo nun der Maßstab angesetzt werde, erscheine dieses oder jenes Verhalten als anormal, als Abweichung von der Normalität. Waldenfels sieht nun das

Beunruhigende in der Erfahrung des Fremden darin, dass Fragen nach der Normalität eben nicht von vornherein beantwortet werden können, dass keine feste Ordnung bestehe, von der aus eben solche Fragen beantwortbar seien.

Der Umgang mit dem Fremden finde, so der Autor, oftmals im Rahmen einer Aneignung statt: Wir versuchen (das Fremde) zu verarbeiten, versuchen (es) zu verstehen und gehen dabei jedoch stets vom Eigenen aus. In diesem Zusammenhang spricht Waldenfels davon, den „Bann der Aneignung“ dadurch zu brechen, dass „wir anders beginnen und anderswo als bei uns selbst“ (Waldenfels 2013, 51). Und weiter:

„Statt direkt *auf das Fremde* zuzugehen und fragen, *was* es ist und *wozu* es gut ist, empfiehlt es sich, von der Beunruhigung *durch das Fremde* auszugehen. Das Fremde wäre das, *worauf* wir antworten und zu antworten haben, was immer wir sagen und tun. Das Fremde taucht also auf in einer Form von indirekter Erfassungs- und Redeweise. Vom Fremden sprechen heißt von *anderem* und von *mehr* sprechen als von dem, was unsere vertrauten Konzepte und Projekte nahelegen. Das Worauf der Antwort begegnet uns als Aufforderung, Provokation, Stimulus, als Anspruch im doppelten Sinne dessen, was uns anspricht und im Anspruch einen Anspruch erhebt. Das Fremde ist nicht etwas, auf das unser Sagen und Tun abzielt, sondern etwas, von dem dieses ausgeht. Fremdes gehört zu dem, was wir *Einfälle* nennen. Was uns zustoßt und widerfährt, wird erst nachträglich in seinen Wirkungen, auch in seinen Verletzungen faßbar; es wird also niemals völlig faßbar“ (ibid.).

Waldenfels spricht hier also davon, auf das Fremde antworten zu müssen – und zwar beginnend bei dessen Anspruch. Er denkt das Fremde als Erfahrung, welche uns widerfahre und zustoße und eine Herausforderung darstelle. Dieser Herausforderung durch das Fremde, welche zugleich eine Aufforderung darstelle, begegnet Waldenfels mit seinen Überlegungen zu einer „pathisch grundierten und responsiv ausgerichteten Form von Phänomenologie“ (Waldenfels 2006, 34). Das bedeutet nun, dass der Ort der Erfahrung, an welchem Fremdes sich zeigt beziehungsweise vielmehr eindringt als Sphäre des Pathischen beschrieben werden kann. (Waldenfels 2002, 14f) (Waldenfels 2013, 9ff) (Wilden 2013, 43ff) Auf diese Überlegungen wird nun in einem nächsten Schritt näher eingegangen.

3.2.1 Das Moment des Pathos

Waldenfels bedient sich der Begrifflichkeit des Pathos, um „Ereignisse, die nicht als abrufbares Etwas auftreten (...), die uns vielmehr widerfahren, zustoßen, zufallen, uns überkommen, überraschen, überfallen“ (Waldenfels 2006, 42) zu beschreiben und welche zugleich ein Lernen durch Leiden verheißen. Es handle sich dabei um einen Einbruch in eine Ordnung, um ein

Getroffen-sein durch das Fremde, welches jeder Erwartung zuvorkomme sowie jede Sinngebung übersteige. Der Autor beschreibt hier das Pathos als Begriff für die Gebrochenheit der Erfahrung, denn

„[u]nsere Erfahrung ist nicht aus einem Guß. (...) [Sie; Anm. MW] ist von Bruchlinien durchzogen, an denen Bewegungen an- oder abbrechen und Neues aufbricht, sie weist Breschen auf, wo Einbrüche, Ausbrüche und Durchbrüche stattfinden, sie gerät in ein Gelände, wo der Boden nachgibt und einbricht“ (Waldenfels 2002, 9).

Ähnlich beschreiben die Autorinnen Busch und Därmann (2007, 7) den griechischen Begriff Pathos als Widerfahrnis, als all jenes, „was einem Seienden zukommt bzw. zustößt“ sowie „jede Form des Erleidens im Gegensatz zum Tun“ (Böhme et al. 2000, 106 zit. n. Busch, Därmann 2007, 7). Der Begriff bezeichne darüber hinaus, so die Autorinnen (ibid.), die mit den Widerfahrnissen einhergehende Passivität sowie einen Bereich der Affektivität und des (Er-) Leidens. Auch Waldenfels begreift das Pathos als Widerfahrnis, als „etwas, das uns ohne unser Zutun zustößt oder entgegenkommt“ (Waldenfels 2002, 15). Es handle sich dabei um eine „neutrale Form des Erleidens von Einwirkungen“ (ibid.) – um Ereignisse, welche wider Erwarten in unsere Erfahrung einbrechen. Darüber hinaus besitze das Pathos einen widrigen Aspekt, insofern etwas „entgegen unseren Wünschen eintreten kann und überdies in Situationen vorkommt, wo wir nicht mehr Herr der Lage sind“ (ibid.). Dieser Aspekt könne sich bis hin zu einer Form des „unglücklichen *Leidens*“ (Hervorh. im Original; ibid.) steigern. Waldenfels verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass das Leiden stets Leiden bleibe – selbst wenn daraus ein Lernprozess in Gang komme so erst nachträglich. Als weitere Steigerungsform nennt Waldenfels jene der Leidenschaft, welche sich dann ereigne, wenn jemand außer sich gerate wie beispielsweise im Zorn oder im Eros.

Der Autor beschreibt das Pathische als Art der Erfahrung, „in der wir auf das ansprechen, was wir meinen und erstreben, was wir verstehen und behandeln“ (Waldenfels 2002, 22). Es handelt sich hierbei um Ereignisse, welche mit der Phänomenologie als intentional verfasst zu verstehen sind. Die Begrifflichkeit der Intentionalität bedeutet hier nicht, dass etwas mit Absicht verfolgt werden würde. Sie ist vielmehr eine Art der Erfahrung und des Verhaltens. (Waldenfels 2000, 367). Intentionalität begreift Waldenfels dahingehend, „daß sich *etwas als etwas* zeigt“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2006, 34), dass etwas mit einem bestimmten Sinn versehen oder gedeutet wird wie beispielsweise als Tisch, als Erdbeergeschmack oder als Liebesbrief. Diese Differenz zwischen dem *etwas*, welches intendiert ist und das *als etwas*, wie es intendiert ist, fasst der Autor als *signifikative Differenz* (Waldenfels 2006, 35) auf. Waldenfels betont hier das Bindewort *als* und verweist darauf, dass Realität (etwas) und Bedeutung (als etwas) dadurch

gleichzeitig verbunden sowie getrennt würden – es markiere „einen gebrochenen Zusammenhang“ (Waldenfels 2006, 35). Neben dem Verständnis von Intentionalität als dem „*Gerichtetsein* auf einen *Sinn*, im dem sich etwas als etwas artikuliert“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 24) im Sinne eines *Bedeutens* betont Waldenfels die Bewegungsrichtung dieses Gerichtetseins. Dem Was wohne ein Woraufhin inne, ein Ziel des Strebens und somit ein *Begehren*. Waldenfels ergänzt die Intentionalität verstanden als Bedeuten demnach um den Aspekt des Begehrens und betont an dieser Stelle (Waldenfels 2002, 23) das Ineinandergreifen von beiden. Auf der Seite des Begehrens bestehe Erfahrung darin, dass „*etwas in etwas* erstrebt“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 378) wird. Waldenfels spricht hier erneut von einer Differenz zwischen dem „*was* als Ziel erstrebt“ und dem „*was in diesem Ziel* gesucht wird“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 42). Er unterscheidet demnach zwischen dem Ziel, einem *etwas*, welches angestrebt werde und Erwartungen oder Hoffnungen, welche mit dem Streben einhergehen – einem *in etwas* – und spricht hier von einer *appetativen* Differenz (ibid.). Waldenfels stellt weiter die Frage danach, was uns in unserer intentionalen Ordnung, also in unserem Bedeuten und Begehren widerfahre. Der Autor geht davon aus, dass sowohl die signifikative als auch die appetative Differenz einen Überschuss aufweise – einen pathischen Überschuss, welcher sich jeglicher Ordnung entziehe. Es handle sich hierbei um Geschehnisse, welche uns widerfahren, auf welche wir uns nicht vorher einstellen können „ähnlich einem Hindernis, das sich uns in den Weg stellt“ (Waldenfels 2002, 33); um Erlebnisse, welche uns zustoßen und überkommen noch bevor wir sie verstehen oder abwehren können. Waldenfels führt dies folgendermaßen aus: „Das Etwas, das uns als Pathos zustößt, das uns im Extremfall überwältigt, lähmt und vernichtet, erweist sich als *bedeutungs-los* oder *belang-los* (...) oder als *über-bedeutend*“ (Hervorh. im Original; ibid.). Das heißt, dass dieses etwas nicht als etwas aufgefasst werden kann, sich unserem Sinnhorizont entzieht und ihn übersteigt: „Es zeigt sich jeweils mehr und anderes, als sich sagen läßt“ (ibid.). Das Moment des Pathos sei, so Waldenfels, als nicht intentional zu begreifen, als Grenzerfahrung, welche sich der intentional verfassten Ordnung entziehe. Er beschreibt das Pathos als Widerfahrnis, welches

„jeder Erfahrung und Handlung als *Ingredienz* beigemischt ist, und dies umso mehr, je einschneidender die Erfahrungen sind und je stärker sie uns verwandeln. (...) Es spielt immer fordernd und hindernd etwas hinein, was wir nicht in der Hand haben; das gilt sogar für das, was wir an uns selbst sind“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 1990, 122).

Das Pathos lässt sich demnach als Modus menschlichen Erfahrens und Handelns beschreiben – nicht in dem Sinn, dass etwas von jemandem beabsichtigt würde, sondern vielmehr im dem Sinn, dass es ihn/sie trifft. Waldenfels spricht von dem pathischen Ereignis, welches uns

widerfährt als *Getroffensein*. Der Autor sieht hier ein Moment „zeitlicher *Vorgängigkeit*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 56) und versteht dies dahingehend, dass das Ereignis, welches „uns zustößt oder zufällt, (...) immer schon geschehen [ist; Anm. MW], wenn wir darauf antworten“ (ibid.) Die Bezugnahme auf das Pathos habe so stets einen indirekten Zug, da sie sich aus einer zeitlichen Distanz heraus vollziehe. Das Widerfahrnis gleiche „einer Wunde, die wir schon empfangen haben, wenn wir sie vorweisen“ (ibid.).

Das Getroffensein zeichne sich, so Waldenfels, durch eine „eigentümliche *Passivität*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 58) aus, welche jedoch nicht im Sinne des Gegenpartes von Aktivität zu lesen sei, wie er unter Bezugnahme auf Levinas¹⁵ betont. Es handle sich um die „*Vorgängigkeit* einer *Wirkung, die ihrer Ursache vorausgeht*“ (Hervorh. im Original; ibid.). Das bedeutet, dass dem Pathos sowohl Bedeuten als auch Begehren vorausgeht, dass das etwas erst nachträglich als etwas bezeichnet werden kann: „Das Getroffensein erzeugt rückwirkend seine Geschichte, es strahlt auf das Vergangene zurück“ (Waldenfels 2002, 59). Waldenfels sieht im Akt des Antwortens ein Zu-Tage-Treten des Pathos – erst im Antworten auf das Getroffensein zeige sich das, was uns treffe: „Das Geschehen, in dem wir von etwas getroffen werden, sowie jenes Geschehen, in dem wir auf etwas antworten, gehören zu den Hintergründen eines Geschehen, in dem etwas als etwas auftritt; insofern ist es selbst kein Etwas, außer im Rückblick oder in einer nachträglichen Beschreibung“ (Waldenfels 2002, 99). Das Antworten nehme seinen Anfang beim Widerfahrnis und trete demnach erst in einer Nachträglichkeit auf, wobei der/die Antwortende zu begreifen sei als jene/r, welchem/r etwas widerfahre beziehungsweise bereits widerfahren sei. Er beschreibt das Pathos an anderer Stelle (Waldenfels 2006, 44) als Ereignis, welches stets *jemandem* widerfahre und der/die *Getroffene* dabei „im Dativ“ auftrete. Die Antwort folge (zeitlich) dem Widerfahrnis, indem sie sich auf dieses beziehe, versuche es abzuwehren oder zu beschreiben. Es handle sich dabei um eine Antwort, welche nicht bei sich, sondern anderswo beginne und deshalb Aspekte des Fremden in sich trage. Dieses „Eingehen auf Fremdes“ (Waldenfels 2006, 45), welches das Individuum zugleich als solches auszeichne und bestimme und zwar in der Art und Weise, wie es dieses Eingehen gestalte, bezeichnet Waldenfels als *Response*. Das Individuum trete zunächst als Patient_in und folglich als Respondent_in auf, „also in der Weise, daß ich beteiligt bin, aber nicht als Initiator, sondern als jemand, der buchstäblich bestimmten Erfahrungen unterworfen ist“ (ibid.)¹⁶. Waldenfels denkt das Widerfahrnis aus der „Beteiligungsperspektive“

¹⁵ Es handelt sich hierbei um eine Passivität im Sinne einer „Ausgesetztheit an den Anderen“ (Staudigl 2009, 64), welche jeglicher Differenzierung von Aktivität und Passivität vorausgehe.

¹⁶ Waldenfels bedient sich an dieser Stelle der Lesart postmoderner Subjektvorstellungen, welche u.a. unter Bezugnahme auf Lacan von dem Subjekt sowohl als (souverän) Handelndem als auch im Sinne eines

(Waldenfels 2002, 99), aus der Perspektive des/der Patient_in. Das Geschehen, welches jemandem widerfahre sei von eben diesem nicht zu trennen. Wäre das Pathos schlichtweg ein Ereignis, welches ohne getroffene_n Patient_in auskomme, würde sich dieses in einen „statistischen Normalfall“ (Waldenfels 2006, 40) verwandeln. Zur Veranschaulichung verweist Waldenfels auf Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*, in welchem die Beobachtung eines Verkehrsunfalls von einem Überraschungsmoment zu einem Routinefall werde und zwar dadurch, dass er in ein „‘ordnungsgemäßes‘ und also sinnhaftes und regelförmiges Ereignis“ (ibid.) überführt werde: „[E]s genügte ihr [jener Frau, welche den Verkehrsunfall beobachtet hatte; Anm. MW], daß damit dieser gräßliche Vorgang in irgendeine Ordnung gebracht war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging“ (Waldenfels 2006, 39). In diesen Zeilen zeigt Waldenfels sehr deutlich die Zusammengehörigkeit von Pathos und Getroffenem/r; d.i. dass das Pathos nur in Zusammenhang mit *jemandem* gedacht werden könne. Waldenfels denkt den/die Patient_in als ein *sujet*, dessen Doppeldeutigkeit „sowohl den Patienten oder den Untertan wie auch das seiner selbst mächtige Subjekt bezeichnet“ (Waldenfels 2002, 99). Dieses *sujet* wird zunächst durch das Getroffensein des Pathos zu einem/r Patient_in und folglich durch seine/ihre Antwort zu einem/r Respondent_in. Die Frage, welche sich mit Waldenfels nun stellt ist jene nach dem „Übergang vom Wovon des Widerfahrnisses zum Worauf des Antwortens“ (Waldenfels 2002, 98). Bevor sich nun diesem Übergang in einem eigenen Unterkapitel näher gewidmet wird, wird noch kurz auf die unscharfe Grenzziehung zwischen dem Pathos und der Pathologie Bezug genommen. (Waldenfels 2002, 14ff) (Waldenfels 2006, 38ff) (Reiner 2012, 23ff).

3.2.1.1 Zwischen Pathos und Pathologie

Waldenfels macht in seinen Überlegungen darauf aufmerksam, dass dem Begriff des Pathos eine *widrige* Komponente anhafte, dass das Getroffensein stets mit einer Verletzung einhergehe. Er betont das mit dem Schillern des Pathosbegriffes zwischen „neutralem Erleiden und schmerzlichem Leid“ (Waldenfels 2002, 61) einhergehende Problem einer unscharfen Grenzziehung zwischen „Normalität und Pathologie“ (ibid.). Eine strikte Grenzziehung zwischen diesen beiden Phänomenen sei schlicht nicht möglich, auch wenn diesen unterschiedliche Charakteristika zuzuordnen seien. Der Autor spricht in diesem

Unterworfenem (beispielsweise bestimmten Regeln unterworfen) beziehungsweise Untertan sprechen (Reckwitz 2008, 14).

Zusammenhang von *Verletzung*, wenn der Aspekt des Pathischen überwiege und von *Trauma*, wenn der Bereich des Pathologischen im Vordergrund stehe.

Jedes Getroffensein trage, so Waldenfels, ein Moment des Verletzenden und Gewaltsamen in sich, „sofern jedes Widerfahrnis, das den normalen Gang der Dinge verläßt, in gewohnte Lebensweisen eindringt, gängige Verhaltensweisen in Frage stellt und eine bestimmte Integrität antastet“ (Waldenfels 2002, 62). Es handle sich dabei um Erfahrungen des Fremden, welche uns im Pathos widerfahren und als „Ichfremdes“ (ibid.) fremde Spuren *in uns* hinterlassen, noch „bevor wir das Geschehene vor-stellen und notfalls Vorkehrungen treffen“ (ibid.) können. Den Aspekt des Widrigen beschreibt Waldenfels in seiner Steigerung, wenn wir uns gegen die Erfahrung des Fremden nicht mehr wehren können; es werde zum Verletzenden, wenn es, so Waldenfels, „über unsere Kräfte geht, wenn es unerträglich wird und uns am Ende vernichtet“ (Waldenfels 2002, 63). An anderer Stelle (Waldenfels 1990, 122) spricht Waldenfels von einer „Normalform des Leidens“ (ibid.) als Widerfahrnis und von dessen Steigerung, dem *Überkommnis*, „wo uns nicht nur etwas entgegenkommt, sondern uns überkommt, uns mitreißt oder lähmt derart, daß etwas mit uns geschieht, was unsere Eigentätigkeit ausschaltet“ (ibid.).¹⁷ Diese Überkommnisse können augenblickliche Momente sein oder anhaltende Zustände und reichen von ekstatischen Zuständen wie jenem des Rausches oder der Leidenschaft über regenerierende Momente wie jener des Schlafes bis zu beeinträchtigenden Zuständen wie Gewalt, Verlust, Unfall oder Krankheit „durchsetzt mit einem ‚Geschmack von Tod‘“ (Merleau-Ponty 1966, 417 zit. n. Waldenfels 1990, 123). In den *Bruchlinien der Erfahrung* (2002) ist von dem Überkommnis als solchem nicht mehr die Rede, hier sieht Waldenfels in der Traumatisierung die höchste Steigerungsform, „die den, der sie durchmacht, nicht nur unerwartet trifft, sondern ihn an eine Vergangenheit fesselt und ihm jede Antwort aus dem Mund nimmt“ (ibid.) Was hier anklingt ist die durch die Traumatisierung verlorengegangene Möglichkeit zu antworten – so könnte man den Unterschied zwischen Pathos und Pathologie in der Möglichkeit des Antwortens beschreiben, welche im ersten Fall noch gegeben sei, während im zweiten jegliche Antwortmöglichkeit und Handlungstätigkeit verloren gegangen sei.

Die Philosophin Antje Kapust geht in ihrem Artikel *Aussöhnung mit der Fremdheit des Traumas* (2012) davon aus, dass in der Antwort auf das dem Trauma innewohnende Fremde der Schlüssel zu einer Bewältigung einer traumatischen Erfahrung liege. Unter Bezugnahme auf den Philosophen und Psychoanalytiker Rudolf Bernet (2001, 225-252 zit. n. Kapust 2012,

¹⁷ Spannend ist hier die Parallele zu Junges Definition von Scheitern als „temporäre oder dauerhafte Unverfügbarkeit, Handlungsunfähigkeit“ (Junge 2004, 16).

105) spricht sie von der Fremdheit des Traumas als „‘Ereignis der Begegnung des Subjekts mit etwas völlig Fremden, von dem es dennoch unausweichlich und bis in seine intimste Identität betroffen wird““ (Bernet 2001, 227 zit. n. Kapust 2012, 105). Die Verschränkung von Eigenem und Fremden im Trauma wird in folgendem Zitat Bernets deutlich: „‘Das Trauma ist traumatisch für das Subjekt, eben weil es zugleich eigen und uneigen ist, weil es das Subjekt in seiner einzigartigsten Intimität berührt, obgleich es ein Fremdkörper bleibt““ (Bernet 2001, 239 zit. n. Kapust 2012, 106). Und weiter:

„‘Bevor das Trauma dieses oder jenes befiehlt, fordert es eine Antwort von Seiten des Subjekts. Das Trauma ist also nicht nur das Ereignis der fremden Andersheit, die das Subjekt in seiner einzigartigsten Intimität angeht; es ist ebenfalls ein Ereignis, bei dem abwechselnd der Andere und das Selbst auf dem Vordergrund der Bühne stehen““ (Bernet 2001, 246 zit. n. Kapust 2012, 106f).

Das Subjekt sei nun, so Kapust (2012, 107) unter Bezugnahme auf Bernet (2001, 227 zit. n. Kapust 2012, 107), (auf)gefordert, auf diesen Einbruch des Un(be)greifbaren, von welchem es gleichzeitig selbst betroffen sei, zu antworten. Vor dem Hintergrund dieses Betroffen-seins sieht Kapust die Möglichkeit der Aussöhnung mit dem Trauma und zieht hier eine Parallele zu Waldenfels‘ Überlegungen zu dem Phänomen des Fremden sowie des Pathos. Eine Aussöhnung könne durch die „‘Arbeit mit dem Pathos““ (Freud 1914, 125-136 zit. n. Kapust 2012, 109) geschehen, welche in einer (Erzeugung einer) produktiven Antwort auf das Fremde bestehe. Wie bereits weiter oben angeführt, kann sich dieses Antworten nur nachträglich vollziehen und muss dabei stets von der Erfahrung des Fremden ausgehen. Kapust spricht in diesem Zusammenhang von einer kreativen Arbeit „insofern zugehörige intentionale Strukturen von Sinnbildung und Sinngebung an ihre Grenze gelangen“ (Kapust 2012, 110). Das Ereignis habe, so die Autorin, den Charakter eines Schwellenereignisses (eines Zwischens), welches die bisherige Ordnung verschiebe und die Möglichkeit zu einer neuen Ordnung eröffne. Der/Die Patient_in sei im Sinne Waldenfels‘ dazu genötigt, auf das Wovon des Widerfahrnisses zu antworten. Ein Widerfahrnis wiederum sei dann bewältigt, wenn der/die Patient_in sich in eine/n Respondent_in verwandle. Aus einem/r Patient_in werde ein/e Respondent_in und so jemand, welcher „von anderswoher spricht und handelt, aber dies selbst tut“ (Waldenfels 2002, 102).

Diese Verwandlung des *Wovon* des Getroffen-seins in ein *Worauf* des Antwortens wird nun in einem nächsten Schritt näher beleuchtet und es wird auf unterschiedliche Aspekte des Antwortens eingegangen.

3.2.2 Antwort auf das Fremde

Hinsichtlich der Frage nach dem Übergang des Wovon des Getroffen-seins zu dem Worauf des Antwortens bedient sich Waldenfels sprachtheoretischer Überlegungen und betont, dass es einen solchen Wechsel geben müsse, wären wir sonst dem Widerfahrnis ausgeliefert. Dieses Zwischen, welches den/die Patient_in in eine/n Respondent_in verwandle, das getroffene in ein antwortendes Subjekt, lasse sich weder dem einen noch dem anderen Geschehen zuordnen. Um den Zusammenhang zwischen dem Wovon und dem Worauf zu verstehen, müsse man, so der Autor, die Aufforderung, welche dem Pathos innewohne in den Vordergrund rücken, „jenen Ap-pel, der aus dem bloßen Effekt eine Af-fektion macht“ (Waldenfels 2002, 98.). Der Appell wird von Waldenfels in den *Bruchlinien der Erfahrung* (2002) ähnlich dem in seinem Werk *Antwortregister* (2007) gebrauchten Begriff des Anspruchs verwendet, jedoch streicht Waldenfels an dieser Stelle (2002) den Aspekt des Pathischen stärker hervor. Diese Affektion trete nicht „unspezifisch und undifferenziert“ (Waldenfels 2002, 102) auf, ihr wohne eine gewisse Qualität inne und eine bestimmte Richtung. Die Affektion beinhalte einen Aufforderungscharakter, welcher sich zeige „wenn das, wovon wir getroffen werden, zu etwas anregt oder sich gar *an uns* wendet“ (Hervorh. im Original; *ibid.*). Eine Aufforderung lässt sich mit Waldenfels dahingehend beschreiben, dass „etwas von jemandem zu tun ist“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 103). Es handelt sich hier also um ein Oszillieren zwischen dem Anspruch, welcher sich an mich richtet und der Erwiderung, welche sie von mir verlangt, wobei der Anspruch hierbei, so Waldenfels (2002, 103), eine zeitliche Vorrangstellung einnehme. Dieser Anspruch, diese Aufforderung sei jedoch nicht allein im Dialog zu finden, im Anspruch eines/r Gesprächspartner_in, sie gehe ebenso von den Dingen aus, welche uns durch ihre „Aufforderungscharaktere“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 104) zu einem bestimmten Verhalten oder einer gewissen Reaktion herausfordern. Dieser Aufforderungscharakter zeige sich darin, dass wir etwas als „verlockend, einladend, anregend oder abstoßend“ wahrnehmen und es uns zu einem Verhalten der Zu- oder Abwendung anrege, welche Waldenfels (2002, 104) dem Bereich der Aufmerksamkeit zuschreibt. Dieses durch den Aufforderungscharakter erzeugte Verhalten sei jedoch, so der Autor, kein subjektiver Akt im Sinne einer gezielten Handlung. Diese „Aufforderungsqualitäten und Aufmerksamkeitsmodi haben ihren Ort in eben jenem Zwischenfeld, das Widerfahrnisse mit dem eigenen Antworten verbindet“ (*ibid.*). Waldenfels denkt hier Aufmerksamkeit unter Bezugnahme auf Gurwitsch und Merleau-Ponty als „Organisation eines Erfahrungsfeldes“ (*ibid.*), in welchem etwas auftritt, uns anspricht, uns angeht und somit in den Vordergrund rückt. Der/die Patient_in werde also

von einem Widerfahrnis getroffen und durch die im Pathos verwurzelte Aufforderung angesprochen. Durch dieses Ansprechen komme es zu einer Neu- beziehungsweise Umgestaltung des Erfahrungsfeldes, wodurch jeweils bestimmte Aspekte in den Vorder- oder Hintergrund rücken. Waldenfels verdeutlicht dies folgendermaßen:

„Wenn Sie überrascht werden, wenn Sie z.B. einen unbekanntem Raum betreten oder in eine Stadt kommen, die nicht Ihren normalen Vorstellungen entsprechen, so unterziehen Sie sich zunächst keiner großen Denkanstrengung. Die erforderliche Umorganisation geschieht spontan, sobald Ihnen etwas begegnet, das nicht in Ihre Vorstellungen paßt. Plötzlich gewinnt etwas an Gewicht, das normalerweise im Hintergrund bleibt, und damit ordnet sich das Gesamtfeld anders an“ (Waldenfels 2000, 66).

Waldenfels spricht hier davon, dass etwas aus dem Hintergrund hervortrete und besondere Bedeutung bekomme und so eine Neugestaltung von Erfahrung mit sich bringe. Es handle sich um verschiedene Ansprüche, welche in einem „unwiderruflichen Widerstreit“ (Waldenfels 2002, 105) stehen und nicht zur Ruhe kommen.

Auch hinsichtlich der Art der Aufforderungen an das Selbst lassen sich, so der Autor, Unterschiede festmachen und er spricht in diesem Zusammenhang von einer „*Aufforderungsskala*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 105). So bezeichnet er als erste Aufforderung den Anreiz oder die Anregung, welche stets mit einem bestimmten Stimulus einhergehe. Eine zweite Form sei jene der Herausforderung oder Aufforderung, bei welcher ein Streben angeregt werde. Als dritte Art der Aufforderung nennt Waldenfels schließlich den Anruf oder den Appell. Merkmale dieses Anrufs beziehungsweise Appells seien zunächst seine „lautstarke Form der Anrede“ (Waldenfels 2002, 107). Weiter zeichne er sich dadurch aus, dass er gerichtet sei: Im Gegensatz zu einer offenen Tür beispielsweise, welche sich als Anreiz auffassen lasse, richte sich der Appell stets an jemanden. Ein drittes Charakteristikum des Anreizes sei, dass mit dem Anspruch ein „*Anspruch auf etwas*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2002, 108) einhergehe und zwar dahingehend, „daß ich den Anruf erwidere und antwortend auf ihn eingehe“ (ibid.). Die Form des Anrufs oder Appells besitze eine integrative Rolle, da sie sowohl Anreize als auch Herausforderungen mit einschließe. Als Beispiel nennt Waldenfels hier eine Rede, welche ansteckend (Anreiz), bestärkend (Aufforderung) und appellativ sein könne. Darüber hinaus komme dem Anruf oder Appell eine besondere Bedeutung zu, da im Anruf, welcher einem fremden Anspruch folge, „der Charakter des Widerfahnisses besonders intensiv durchschlägt, stärker als in den beiden anderen Fällen, in denen das eigene Wünschen und das eigene Können uneingeschränkter zum Zuge kommen“ (ibid.).

Dieses Antwortgeschehen und mit ihm der im Pathos sich zeigende Appell wird von Waldenfels in seinem Werk *Antwortregister* (2007) besonders genau beschrieben und so wird an dieser Stelle näher auf Überlegungen zu einem Antworten auf den Anspruch des Fremden eingegangen. Der Autor begreift Fragen und Antworten als gegenseitiges Geben und Nehmen, als „Zwischengeschehen“ (Waldenfels 2007, 187), in welchem er jedoch nicht die Frage in den Vordergrund stellt, sondern vom Antworten als solchem ausgeht. Er plädiert in seinen Überlegungen dafür, dass „die Antwort sich der einseitigen funktionalen Abhängigkeit vom Fragen entwindet“ (Waldenfels 2007, 189) und formuliert folgende Leitfrage: „Worauf antworten wir, wenn wir etwas erfahren, sagen und tun?“ (Waldenfels 2007, 188). Der Autor (Waldenfels 2002, 112f) betont in diesem Zusammenhang, dass es sich dabei nicht um ein *Woraufhin* der Antwort handle, welches teleologisch gedacht werde und im Sinne einer Zielerreichung zu verstehen sei, sondern dass es sich um ein *Worauf* des Antwortens hervorgerufen durch das Widerfahrnis handle. Der Autor unterscheidet unter Bezugnahme auf Überlegungen der Sprechakttheorie zwischen dem Beantworten einer Frage, welche beispielsweise eine Leerstelle ausfülle und dem Antworten auf eine Frage, bei welcher Waldenfels zufolge ein Tun auf ein anderes Tun treffe. Dieses Tun des Antwortgeschehens beschreibt Waldenfels folgendermaßen: „*Das Geben einer Antwort geht nicht auf in der gegebenen Antwort*“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2007, 191). An diesem Punkt stellt Waldenfels die Frage danach, „wie dieses Antworten auf ... zu denken“ (ibid.) sei und macht darauf aufmerksam, dass traditionelle Überlegungen das Antworten lediglich als Erfüllung einer Frage, als Mittel zur Schließung einer Lücke, eben als „bloße Erfüllung“ (Hervorh. im Original; ibid.) denken. Der Autor wendet sich von diesen Überlegungen ab, sieht das Antworten nicht bloß als Erfüllung, sondern als *gleichberechtigt* an und bestimmt im Folgenden das Fragen als „Ermöglichung (...), als Angebot von Möglichkeiten“ (ibid.), auf welche der/die Befragte eingehen müsse. Waldenfels beschreibt Antworten als „ein *Eingehen* auf einen Anspruch, der sich erhebt und von anderswoher kommt“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2007, 188). Und weiter: „Das Antworten nutzt Möglichkeiten, die ihm angeboten und auf bestimmte Weise abverlangt werden“ (ibid.) In diesem Eingehen auf einen Anspruch, einen Appell zeigt sich erneut der Aspekt des Pathischen, des Widerfahrnisses, welches uns überkommt und auf welches wir zu reagieren haben. Waldenfels sieht in der Frage stets einen Appell, einen „Aufforderungscharakter (...), [welcher; Anm. MW] den Kreis des Wissensstrebens und Wissenwollens [sprengt; Anm. MW], weil mir als Hörendem und Antwortendem etwas zugemutet wird, weil ich einen Anspruch vernehme, der nicht von mir

ausgeht und auch nicht geradewegs von einem Dritten“ (Waldenfels 2007, 192). Der in der Frage inwohnende Anspruch fordert mich nun zu einer Antwort auf, zu einem Antworten auf eben diesen fremden Anspruch. Dieser Anspruch habe, so Waldenfels, eine doppelte Bedeutung: Einerseits der Appell, welcher sich an jemanden richte, andererseits der Anspruch auf etwas, welchen jemand erhebe. Im fremden Anspruch zeigen sich, so der Autor, beide Aspekte des Anspruches: „Im Anspruch, den ich vernehme, erhebt sich ein Anspruch, der mir etwas abverlangt“ (Waldenfels 2006, 59). Das Antworten, welches auf den zweifachen Anspruch reagiere, nehme ebenfalls eine doppelte Form an: Der Anspruch auf etwas entspreche einer Antwort im Sinne einer „answer“ (Waldenfels 2006, 60), welche gegeben werde. Es handle sich hierbei um die Behebung eines Mangels wie beispielsweise das Ausfüllen von Leerstellen. Jene Form des Anspruches, welche sich fordernd an jemanden richte, stimme mit dem Antworten als „response“ (ibid.) überein, welches „auf Angebote und Ansprüche des Anderen eingeht und nicht bloß Wissens- und Handlungslücken füllt. Ein solches Antworten gibt nicht, was es schon hat, sondern was es im Antworten erfindet“ (Hervorh. im Original; Waldenfels 2006, 60). Waldenfels spricht hier das Moment einer kreativen Antwort an, welches er an anderer Stelle (Hervorh. im Original; Waldenfels 2013, 53) folgendermaßen ausführt:

„Wir müssen jedoch unterscheiden zwischen einer eher *produktiven* und einer eher *reproduktiven* Form des Antwortens. Berücksichtigen wir die Möglichkeit, daß im Antworten nicht bloß ein bereits existierender Sinn wiedergegeben, weitergegeben oder vervollständigt wird, sondern daß im Gegenteil Sinn im Antworten selbst entsteht, so stoßen wir auf das Paradox einer *kreativen Antwort, in der wir geben, was wir nicht haben*“.

Weiter beschreibt Waldenfels Responsivität als „Grundzug menschlichen Verhaltens“ (Waldenfels 2006, 62), welcher einer bestimmten Logik folge: Einer Rationalität, „die aus dem Antworten selbst entspringt“ (ibid.). Der Autor nennt in diesem Zusammenhang vier Momente dieser Antwortlogik. Als erstes Moment lasse sich die *Singularität* bezeichnen, in dessen Form der fremde Anspruch auftrete. Diese Singularität sei jedoch nicht im Sinne eines Einzelfalls zu verstehen, sondern eher als Besonderheit: „Vielmehr handelt es sich um eine Singularität von Ereignissen, die als solche auftreten, indem sie von gewohnten Ereignissen abweichen und ein anderes Sehen, Denken und Handeln ermöglichen“ (Waldenfels 2006, 63). Waldenfels führt hier den Vergleich mit „Schlüsselerlebnissen“ (ibid.) an, welche von besonderer Bedeutung seien, weil sie zu neuen Ordnungen, zu neuen Antworten herausfordern. Als zweites Merkmal der von Waldenfels beschriebenen *Antwortlogik* benennt der Autor die Unausweichlichkeit, mit welcher der fremde Anspruch in Erscheinung trete und dem/der Antwortenden keine andere Wahl lasse als zu antworten. Ein drittes Charakteristikum der Responsivität lasse sich in der

Nachträglichkeit der Antwort auf den Anspruch beschreiben, denn „[d]as Antworten geschieht hier und jetzt, doch es beginnt anderswo“ (Waldenfels 2006, 65) – und zwar bei dem Anspruch des Fremden; bei dessen Einbruch in die Ordnung des Eigenen. Mit der zeitlichen Verschiebung von Anspruch und Antwort gehe eine Asymmetrie einher, welche Waldenfels als viertes Moment der Antwortlogik benennt. Das bedeutet, dass Anspruch und Antwort nicht auf ein gemeinsames Ziel hinaus laufen, da eine Schwelle zwischen diesen beiden Elementen herrsche wie zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Wachen und Schlafen oder zwischen Leben und Tod. Das Fremde lasse den Versuch, Symmetrie herzustellen, nicht zu: „[E]s gleicht Einfällen, die uns kommen, Obsessionen, die uns heimsuchen, Träumen, aus denen wir nie völlig erwachen. Es entstammt einem unwiderruflichen Einst und Anderswo“ (Waldenfels 2006, 66). (Reiner 2012, 44ff), (Waldenfels 2006, 56ff), (Waldenfels 2007, 187ff), (Waldenfels 2013, 50ff).

Zusammenfassend lässt sich das Fremde mit Waldenfels als komplexes Phänomen beschreiben, welches in unterschiedlichen Formen und Steigerungsgraden auftreten könne. Es handle sich dabei stets um eine Erfahrung, welche außerhalb einer bestimmten Ordnung in Erscheinung trete und unseren *Sinnhorizont* übersteige. Waldenfels' paradoxe Beschreibung des Fremden, welches sich dem Autor zufolge zeige, „indem es sich (...) entzieht“ (Waldenfels 2013, 9) lässt sich (mit Koller) folgendermaßen begreifen: Das Fremde „*entzieht* sich (...) insofern, als es der Ordnung, die unsere Wahrnehmung strukturiert, nicht zugänglich ist. Gleichwohl zeigt es sich, indem von ihm ein Anspruch ausgeht, indem es beunruhigend und störend in diese Ordnung einbricht“ (Hervorh. im Original; Koller 2007, 71). Das Fremde dringe also mit Beunruhigung in eine vertraute Ordnung ein und erhebe durch seine Anwesenheit den Anspruch, auf dieses Widerfahrnis zu reagieren, zu antworten. Dieses Getroffen-Sein durch das Fremde lasse sich als Pathos bezeichnen; als Erfahrung, welche uns ohne unser Zutun geschehe. Die Antwort, welche auf das Pathos gegeben werde, beginne dabei stets bei dem Widerfahrnis selbst und trete erst in Form einer gewissen *Nachträglichkeit* auf.

4 Transformatorische Bildungsprozesse

In der vorliegenden Arbeit wird sich am Konzept transformatorischer Bildungsprozesse orientiert, gleichzeitig werden jedoch die Überlegungen Waldenfels' zu dem Fremden im Vordergrund der Betrachtung stehen. In bildungswissenschaftlicher Hinsicht spannend ist an dieser Stelle der Aspekt der *Antwort auf den Anspruch des Fremden*, d.i. „die möglichen Reaktionen auf die Herausforderung durch das Fremde“ (Koller 2013, 252f). Koller liest an dieser Stelle (ibid.) (transformatorische) Bildungsprozesse als eben diese Antwort auf den Anspruch des Fremden.

Die Autorin der Arbeit schließt sich dieser Lesart Kollers an und stellt Waldenfels' Überlegungen in den Fokus: In der Analyse von Herrndorfs Blog wird es darum gehen, die Reaktion Herrndorfs auf das ihm widerfahrende Pathos zu untersuchen und diese Reaktion im Sinne einer Antwort als Bildungsprozess zu denken.

Vor diesem Hintergrund wird nun kurz auf Konzepte transformatorischer Bildungsprozesse eingegangen, in welchen die Erfahrung des Fremden besondere Berücksichtigung erfährt. Die Autoren Koller, Marotzki und Sanders sprechen in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Werks *Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse* (2007) von dem Versuch einer Reformulierung des Bildungsbegriffes, welcher aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts stamme. Diese Reformulierung des Bildungsbegriffes diene dazu, veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gerecht zu werden. Rainer Kokemohr (2007 u.a.) beschreibt in diesem Zusammenhang Bildung als sprachlich auftretenden Transformationsprozess, „in dem das Welt- und Selbstverhältnis eines Menschen durch die Konfrontation mit neuartigen Problemlagen eine weitreichende Veränderung erfährt“ (Koller, Marotzki, Sanders 2007, 7). Anknüpfend an Humboldts Gedanken einer Bildung durch Welt erweitere Kokemohr Humboldts Konzeption, so die Autoren, in zweifacher Hinsicht: Einerseits um die Hervorhebung dessen, was einen Bildungsprozess auslöse, d.i. „eine Art von Krisenerfahrung, in der sich das bisherige Welt- und Selbstverhältnis eines Menschen als nicht mehr ausreichend erweist“ (ibid.). Andererseits werde die bildungstheoretische Fassung Humboldts um eine empirische Kategorie erweitert. Diesen Versuch Kokemohrs einer empirischen Anschlussfähigkeit an theoretische Überlegungen sieht Schäfer (2007, 95ff) jedoch problematisch, da „diese [empirische Analyse von Bildungsprozessen; Anm. MW] den Anspruch erhebe, Bildung bzw. deren Möglichkeit in objektivierender Einstellung empirisch

identifizieren zu können“ (Koller, Marotzki, Sanders 2007, 9). In Frage stellt Schäfer hier also die empirische Fundierung von Veränderungsprozessen des Subjektes.

Kokemohr fasst Bildung „als ein[en] Prozess (...), der durch einen fremden Anspruch herausgefordert wird“ (Kokemohr 2007, 14). Der Autor (ibid.) geht hierbei von der Annahme aus, dass die Berufung auf das Fremde eine bildungstheoretisch beispielhafte Situation darstelle, da durch die Erfahrung des Fremden ein Bildungsprozess angestoßen werden könne, welcher „in das mir vertraute Welt- und Selbstverhältnis einbrechend, einer Deutung in dessen Grundfiguren widersteht“. Er spricht – unter Bezugnahme auf Waldenfels (2013) – von Bildung als einer durch die Erfahrung des Fremden „herausgeforderte[n] Veränderung von Grundfiguren meines Welt- und Selbstverhältnisses“ (ibid.); als „Prozess der Be- oder Verarbeitung solcher Erfahrungen (...), die der Subsumtion unter Figuren eines gegebenen Welt- und Selbstentwurfs widerstehen“ (Kokemohr 2007, 21). Von Bildungsprozessen, so der Autor, könne mit Recht gesprochen werden, „wenn der Prozess der Be- oder Verarbeitung subsumtionsresistenter Erfahrung eine Veränderung von Grundlegenden Figuren meines je gegebenen Welt- und Selbstentwurfs einschließt“ (ibid.). Kokemohr sieht Bildungsprozesse nun an jener Stelle gegeben, an welcher Erfahrungen in eine vertraute Ordnung einbrechen, dort keinen Platz finden und eben eine Be- oder Verarbeitung benötigen, welche zu einer Transformation von Selbst- und Weltfigurationen führt.

Ähnlich – insbesondere hinsichtlich der Veränderungsprozesse, welche eine Person in einem Bildungsprozess erfahre – sieht Koller (2007, 2012 u.a.) Bildung als einen Transformationsprozess, als einen Vorgang, aus welchem der Mensch „‘verändert hervorgeht‘“ (Koller 2012, 9) – und zwar in Hinblick auf sein Verhältnis zur Welt, zu anderen und zu sich selbst. Die Bezugnahme auf Waldenfels‘ Theorie des Fremden sieht der Autor in zweifacher Hinsicht als besonders bereichernd in Hinblick auf die Ausarbeitung des theoretischen Konzeptes transformatorischer Bildung: Einerseits werde dadurch betont, dass der Anstoß für die Veränderung „stets von anderswoher“ (Koller 2007, 71) komme, dass Bildung ein „‘responsives‘ Geschehen [sei], bei dem das Subjekt auf einen Anspruch antwortet, der von einem anderen Ort aus ergeht und dem es sich nicht oder nur um den Preis einer Verhärtung seines Welt- und Selbstverhältnisses entziehen kann“ (ibid.). Andererseits betont Koller die Bedeutung des Moments der Krise, welches ein Einbrechen in eine vertraute Ordnung mit sich bringe. Koller (2007, 71) problematisiert Kokemohrs Interpretation von Waldenfels‘ theoretischer Auseinandersetzung an jener Stelle, an welcher Kokemohr das Fremde mit dem Anderen im Sinne einer anderen Person gleichsetze. Dem Autor zufolge vergesse Kokemohr hier auf Waldenfels‘ Hervorhebung, dass wir das Fremde nicht nur in einer anderen Person,

sondern auch in uns selbst antreffen. Weiter deute Kokemohr Waldenfels' Beunruhigung durch das Fremde als „Aufforderung, eine *für den Anderen* und für mich lebbare Ordnung zu entwerfen“ (Hervorh. im Original; Kokemohr 2007, 32 zit. n. Koller 2007, 71) und schreibe den Veränderungsprozess als aktives Tun dem Subjekt zu anstatt wie Waldenfels von einem Zwischengeschehen zwischen Ich und dem Anderen zu sprechen.

Koller (2012, 17f) spricht hinsichtlich der Ausarbeitung einer Theorie transformatorischer Bildung von vier Aspekten, welche eine solche Theorie umfassen müsse: Erstens müsse ein solches Konzept „eine *Theorie der Struktur jener Welt- und Selbstverhältnisse* enthalten, die den Gegenstand transformatorischer Bildungsprozesse darstellen“ (Hervorh. im Original; Koller 2012, 17). Hierzu bedient sich der Autor (Koller 2012, 21ff) unterschiedlicher Konzeptionen zum Verhältnis von Ich und Welt, wie sich diese beispielsweise bei Bourdieu, Lacan oder Butler finden lassen. Zweitens gehe es um die Darstellung des Anlasses für Bildungsprozesse, um die Frage, ob es „typische Herausforderungen oder Problemkonstellationen [gebe; Anm. MW], deren Bearbeitung Bildungsprozesse erforderlich macht oder zumindest nahe legt“ (Koller 2012, 17). Um diese Frage zu beantworten, bearbeitet Koller (2012, 69ff) Konzepte, in welchen (individuelle) Selbst- und Weltverhältnisse durch bestimmte Erfahrungen wie beispielsweise Krisen in Frage gestellt werden¹⁸. Drittens benötige eine solche Theorie laut Koller die Bestimmung beziehungsweise die Beschreibung der Transformationsprozesse selbst sowie die damit einhergehende Entstehung von Neuem, welche er unter Bezugnahme auf wissenschaftstheoretische (Popper u.a.), sozialwissenschaftliche (Oevermann) sowie hermeneutische und dekonstruktivistische (Gadamer, Derrida, Butler) Konzepte zu beantworten versucht. Und schließlich müsse eine solche Theorie die Frage beantworten können, inwieweit transformatorische Bildungsprozesse empirisch skizziert werden können. Hierzu bedient sich der Autor einer „bildungstheoretisch fundierten Biographieforschung (...), die bildungstheoretische Reflexionen mit der empirischen Untersuchung von Bildungsprozessen zu verknüpfen sucht“ (Koller 2012, 18). Koller (2012, 168) resümiert am Ende seines Buches *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildung*, dass bis dato unternommene Versuche, transformatorische Bildungsprozesse empirisch zu untersuchen mit dem Problem der Rekonstruktion tatsächlich vollzogener Veränderungen des Selbst- und Weltverhältnisses zu kämpfen haben. Vielmehr seien *Bildungsprobleme*, d.i. bestimmte Situationen, in welchen etablierte Welt- und Selbstfigurationen fraglich werden sowie *Bildungspotentiale*, also gewisse Ressourcen auf

¹⁸ Zu nennen sind hier u.a. Konzepte von Buck und Waldenfels (Koller 2012, 69ff).

welche im jeweiligen Transformationsprozess zurückgegriffen werde, im Fokus gestanden. Und selbst wenn es gelang, Transformationsprozesse (empirisch) zu erfassen, sei nicht der Prozess als solcher beschrieben worden, sondern vielmehr der *Status quo* vor und nach der Veränderung. (Koller 2012, 168f). Koller erklärt diese Schwierigkeit einer empirischen Erfassung transformatorischer Bildung darin, dass Bildung „weniger in dem abgeschlossenen Vorgang der Ersetzung eines *etablierten* durch ein *neues* Welt- und Selbstverhältnis als vielmehr in einem unabschließbaren Prozess der Infragestellung oder Verflüssigung bestehender Ordnungen und eines *Anderswerdens* mit offenem Ausgang“ (Hervorh. im Original; Koller 2012, 169) bestehe.

Vor diesem Hintergrund stellt die vorliegende Arbeit insbesondere eine Bearbeitung der zweiten sowie der dritten Dimension von Kollers Anforderungen an eine Theorie transformatorischer Bildung (Koller 2012, 17f) dar: In der nachfolgenden Analyse von Herrndorfs Blog wird sich diesem mit theoretischen Überlegungen Waldenfels‘ genähert und es wird versucht, so den Aspekt der Herausforderung von Bildungsprozessen in den Vordergrund zu rücken. Das dritte Moment, welches Koller in der Beschreibung des Transformationsprozesses sieht, wird versucht vor dem Hintergrund Waldenfels‘ Konzeption einer Antwort auf den Anspruch des Fremden zu beantworten. Dies hat v.a. folgenden Grund: Es wird versucht, dem Aspekt einer grundlegenden Veränderung von Selbst- und Weltverhältnissen des Individuums – wie dies in Konzepten zu transformatorischen Bildungsprozessen im Fokus steht – zwar Rechnung zu tragen, jedoch wird nicht die Veränderung als solche betont, sondern der Aspekt der Antwort auf das Fremde. Die Antwort (Herrndorfs) als solche wird bereits als Bildungsprozess gelesen und in einem weiteren Schritt in Hinblick auf bildungstheoretische Überlegungen hin befragt. Dies nicht zuletzt aufgrund der Schwierigkeit beziehungsweise der Problematik einer empirischen Nachweisbarkeit von (nachhaltigen) Veränderungsprozessen des Subjektes. (Kokemohr 2007, 13ff), (Koller 2007, 69ff), (Koller 2012).

Vor diesem theoretischen Hintergrund, welcher als Vorverständnis für die folgende Textauslegung fungiert und aufgrund der Annahme, dass literarische Texte als „ernstzunehmende Befunde, gekonnte Verdichtungen, phänomenologische Annäherungen an die Welt“ (Stipsits 2009, 67) aufgefasst werden können, wird sich nun im Folgenden dem Autor Wolfgang Herrndorf und seinem Blog *Arbeit und Struktur* (2015) zugewendet und versucht, eine Interpretation zu wagen, welche sich mit dem Phänomen des Scheiterns beschäftigt. Dieser

Versuch wird – ganz im Sinne Rickens (2005, 39) – unternommen „auch wenn die Gefahr, selbst bloß illustrativ zu argumentieren, wenn *an* einem Roman *etwas* deutlich gemacht werden soll, leider kaum zu vermeiden ist“ (Hervorh. im Original; *ibid.*).

5 Das Scheitern einer Ordnung in Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2015)

5.1 Wolfgang Herrndorf

Wolfgang Herrndorf, deutscher Schriftsteller, Illustrator und Maler, wurde am 12. Juni 1965 in Hamburg geboren und wuchs in Norderstedt bei Hamburg auf. Nach der Schule besuchte er die Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. Er zog nach Berlin, wo er als Illustrator und Autor u.a. für das Fanzine *Luke & Trooke*, den *Haffmans Verlag* und das Satiremagazin *Titanic* arbeitete. Herrndorf war aktiv in der *Zentralen Intelligenz Agentur* und war zeitweise Mitglied der Autoren-Fußballnationalmannschaft *Autonama*. (o.A. 2015, 260).

2002 wurde Herrndorfs Debütroman *In Plüschgewittern* veröffentlicht, welches sich Herrndorf zufolge, der Gattung des „Adoleszenzroman[s]“ (Flor [2016], [1]) zuordnen lasse. 2004 erhielt er für seine Erzählung *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* den Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb, welche 2007 vom Eichborn Verlag veröffentlicht wurde. Ebenfalls 2007 brachte der SuKuLTuR-Verlag *Die Rosenbaum-Doktrin* heraus, bei welchem es sich um ein Interview mit einem fiktiven Kosmonauten handelt.

Einem breiten Publikum wurde Herrndorf 2010 mit der Veröffentlichung von *Tschick* bekannt, einem Jugendroman, welcher laut des Rowohlt Verlags „zum Überraschungserfolg des Jahres avancierte“ (Rowohlt [2016], [1]). Im Jahr 2011 erschien *Sand*, ein Roman „der sich im Genre zwischen Gesellschaftsroman und Thriller bewegt“ (Hünniger 2011, [3]). 2012 erhielt Herrndorf den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie *Belletristik* für diesen Roman, nachdem er ein Jahr zuvor bereits mit *Tschick* auf der Nominierungsliste des Buchpreises gestanden hatte (Spiegel 2012, [1]).

Im Februar 2010 wurde bei Wolfgang Herrndorf ein tödlicher Gehirntumor festgestellt und er begann mit dem autobiographischen Blog *Arbeit und Struktur*, in welchem er über seine Erfahrungen und seine Auseinandersetzung mit der Krankheit sowie über das Leben als solches schreibt. 2013 wurde dieser im Rowohlt Verlag herausgegeben.

Wolfgang Herrndorf nahm sich am 26. 8. 2013 in Berlin das Leben.

2014 publizierte der Rowohlt Verlag den unvollendeten Roman *Bilder deiner großen Liebe*, bei welchem es sich um die Weiterführung des Romans *Tschick* aus der Perspektive von Isa handelt, die bereits in dem Roman *Tschick* als Nebenfigur auftaucht.

(o.A. 2015, 260ff), (Langemeyer 2015, 1ff), (Prüfer 2015, [1ff]), (Rowohlt [2016], [1ff]).

5.2 Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2015) zwischen Realität und Fiktion

„Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes.
Man will sehen, was nach einem greift,
man will es erkennen oder zumindest einreihen können“
(Canetti 1997, 13).

Als Anlass für die Erstellung von Wolfgang Herrndorfs Online-Tagebuch *Arbeit und Struktur* lässt sich die Diagnose eines tödlichen Gehirntumors beschreiben. In diesem Blog erzählt Herrndorf von seinen Erlebnissen, seinen Erinnerungen, seinem Leben mit Krankheit – „von den letzten und vorletzten Dingen“ (Höbel 2011, [1]). Die Diagnose der Krankheit stellt bei Herrndorf nicht nur das Initialereignis für das Schreiben des autobiographischen Blogs dar, sondern kann auch als Veranlassung gelesen werden, seine bereits begonnenen Arbeiten *Tschick* sowie *Sand* fertigzustellen (Gärtner, Passig 2015, 443).

Maximilian Burk, tätig am Institut für Deutsche Sprache und Literatur in Köln, sieht Herrndorfs Ambition hinsichtlich seines Blogs als „durchweg literarische“ (Burk 2015, 86) wenn er Herrndorf zitiert: „[D]as Blog könne ja als Ersatz dienen, falls die Lebenszeit für einen Roman nicht mehr reichen sollte“ (Herrndorf 2015, 444). Burk sieht den Blog in Bezug auf eine Zuordnung zu einer literarischen Gattung schwankend zwischen einer wirklichkeitsgetreuen Selbstbeschreibung und seinem Kunstcharakter, so dass er folglich vorschlägt, „das autobiographische Ich als fiktive Romanfigur“ (Burk 2015, 86) zu lesen.

Der Blog *Arbeit und Struktur* (2015) lässt sich nun als Gattung weder gänzlich der Realität noch der Fiktion zuordnen – schwankt vielmehr zwischen diesen beiden Polen, da er sowohl Aspekte autobiographischen Schreibens in sich trägt als auch „dessen Kunstcharakter immer wieder hervortritt“ (Klappert 2015, 14). Dieses Oszillieren und somit das Aufweisen beider Charakterzüge scheint ideal für eine Auseinandersetzung mit diesem Werk, da einerseits durch den persönlichen Bezug des Autors sehr intime, unverfälschte Elemente zu tragen kommen, andererseits der künstlerische Bezug nie verloren geht und der Blog auch nicht an bestimmte Maßstäbe, wie beispielsweise jene der Wissenschaft gebunden ist.

Bevor nun näher auf Herrndorfs Blog eingegangen wird, sei noch einmal festgehalten: Die Autorin der vorliegenden Arbeit versteht Scheitern vor dem Hintergrund der vorangegangenen Überlegungen als das Scheitern einer Ordnung: Dem Einbruch in die vertraute Ordnung des

Eigenen wird sich mit der Erfahrung des Fremden und insbesondere dem Moment des Pathos genähert. In der folgenden Analyse wird es darum gehen, das Widerfahrnis beziehungsweise den Einbruch der Krankheit in Herrndorfs *Ordnung* herauszuarbeiten, sowie zu rekonstruieren, zu welchen *Antworten* dieses Pathos den Autor herausfordert und inwieweit diese als Bildungsprozesse gefasst werden können.

Weiter sei noch auf Folgendes hingewiesen: Waldenfels' responsive Phänomenologie betont, den/die Patient_in und das ihm/ihr widerfahrene Pathos nicht auf den Bereich der Pathologie zu beschränken, Patient_in und Kranke_n nicht gleichzusetzen. Die Autorin der vorliegenden Arbeit ist sich dieser Bestrebung durchaus bewusst, verweist jedoch auch auf die unscharfe Grenzziehung zwischen Pathos und Pathologie, zwischen Widerfahrnis und Überkommnis. So wird im folgenden Teil der Arbeit Herrndorfs Krankheit unter dem Aspekt des Fremden und des Pathos behandelt und auf die Annahme rekurriert, das Überkommnis beziehungsweise das Trauma beraube den/die Patient_in jeglicher Antwort. Gesucht wird in Herrndorfs Blog jedoch genau nach Antworten des Autors in Hinblick auf den Einbruch seiner Krankheit in die vertraute Ordnung seiner Lebenswelt. So wird von der These ausgegangen, dass die unscharfe Grenzziehung hier zu tragen komme, da sowohl Momente des Überkommnisses als auch Aspekte des Antwortens aufzufinden seien.

Im Folgenden wird nun versucht, Aspekten des Scheiterns (einer Ordnung) in Herrndorfs autobiographischem Blog nachzugehen. Es handelt sich hierbei um einen theoretischen Versuch, in welchem – im Sinne einer Beantwortung der Forschungsfrage – auf verschiedene Textstellen mehr, auf andere weniger eingegangen wird.

Dabei wird eine chronologische Bearbeitung des Blogs gewählt, da die Gattung der Autobiographie selbst chronologische Züge aufweist und so versucht wird, dem Text in seiner Eigenart zu folgen. Die Krankheit, die in Herrndorfs Leben und Ordnung einbricht, wird in ihrer Entwicklung verfolgt und es wird sich darum bemüht, die Erfahrungen Herrndorfs auf dieses Widerfahrnis nicht aus ihren Zusammenhängen herauszureißen.

Vertiefend wird an jenen Textstellen gearbeitet, welche für die Beantwortung der Forschungsfrage leitend sind, wodurch anderen Stellen weniger Beachtung zukommen wird. D.h. es wird jenen Stellen mehr Bedeutung beigemessen, welche Anzeichen eines in Kapitel 2.2 beschriebenen Widerfahrnisses sowie mögliche Antworten auf dieses erkennen lassen.

Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2015) beginnt mit dem Kapitel *Dämmerung*, einer Erinnerung an den Lebensanfang Herrndorfs, an seine „erste Erinnerung an diese Welt“ in welcher er sich „gerade wach geworden“ als „ein Stück Bettwäsche zwischen anderen Stücken Bettwäsche, durch einen sonderbaren Zufall zu Bewusstsein gekommen“ (Herrndorf 2015, [7]) beschreibt. Diese Metaphorik des Lichts, welche sich bereits im Titel finden lässt und erneut im „frühe[n] Morgen“ (ibid.), welcher durch die Jalousie hereinflutet, auftaucht bildet eine Parallele einerseits zum beschriebenen Aufwachen des jungen Herrndorfs andererseits zum Erwachen des Lebens im Sinne eines Lebensbeginns. Burk (2015, 86) sieht in dieser Lichtmetapher bereits das Ende von Herrndorfs Leben als *Abendröte* aufflackern wenn er schreibt: „Die Lichtmetaphorik der Kapitelüberschrift (...) ist zugleich eine die Tragödie einleitende Abendröte, die mit der im abnehmenden Licht angekündigten ewigen Finsternis des Todes enden wird“ (ibid.). Infolgedessen verweist Burk (2015, 86) auf die dem Blog innewohnende Dramaturgie und somit erneut darauf, den Blog als schriftstellerisches Werk zu lesen.

Die Erzählung als solche fängt mit Kapitel *Eins* am 8.3.2010 in der psychiatrischen Klinik an:

„Gestern haben sie mich eingeliefert. Ich trug ein Pinguinkostüm. Jetzt habe ich einen Panoramablick über ein trapezförmiges Stück Spree, den Glaszylinder des Hauptbahnhofs, einen Kanal und klassizistische Gebäude. (...) Gespräche mit den Ärzten laufen darauf hinaus, dass sie versuchen, mir Erinnerungslücken nachzuweisen, weil ich mich an sie und ihre Namen nicht erinnere. Mich nennen sie grundsätzlich Herrndorf“ (Herrndorf 2015, 9).

Die Blogeinträge zeichnen sich durch ihre Direktheit aus: Dem/Der Leser_in wird nichts erklärt, er/sie steigt direkt in das Geschehen ein – jegliches Vorgeschehen wird vorausgesetzt. Nach 154 Blogeinträgen werden in einer 52-seitigen Rückblende die Hintergründe für die Psychitäreinweisung geklärt. (Burk 2015, 86f). In mehreren Kapiteln, welche eine in sich geschlossene Erzählung darstellen, erinnert sich das autobiographische Ich an die ersten Symptome der Krankheit, über die Diagnose hin zur Selbsteinweisung in die Psychiatrie:

„Es beginnt im Februar mit (...) Kopfschmerzen. (...) Weil ich gleichzeitig neurologische Ausfälle erinnere (...) gehe ich schließlich zum Hausarzt. (...) Migränehemmer (...) Als ich zwei Nächte später auf Toilette gehe, ergreift mich Schwindel, und ich falle um. Beim Versuch, wieder aufzustehen, kann ich das Gleichgewicht nicht halten. Beim Versuch, auf allen vieren in mein Bett zurückzukriechen, kippe ich zur Seite“ (Herrndorf 2015, 97ff).

Herrndorf beschreibt hier die ersten Anzeichen seiner Krankheit. Mit Waldenfels ließe sich an dieser Stelle von ersten Einbrüche des Fremden in die Lebenswelt des Autors sprechen, welche sich zunächst in unterschiedlichen Symptomen wie Kopfschmerzen und neurologischen Ausfällen bemerkbar machen. Eine Diagnose ist noch nicht gestellt; eine Selbstdiagnose und somit der Versuch, Ordnung in seiner Welt wiederherzustellen und der durch den Einbruch der Krankheit folgenden Ungewissheit zu begegnen, beschreibt Herrndorf wie folgt: „Ich kann mich nicht erinnern, schon mal krank gewesen zu sein bei gleichzeitigem Ausfall des Computers: Selbstdiagnose ohne Wikipedia unmöglich“ (Herrndorf 2015, 97).

Nach zwei Fehldiagnosen seitens der Ärzt_innen wird letztlich im Krankenhaus eine Computertomographie durchgeführt und der behandelnde Arzt spricht von einer Raumforderung: „Ich frage, ob wir das Wort nicht besser durch Tumor ersetzen wollen, aber er bleibt, wie auch die anderen Ärzte in den folgenden Tagen und Krankenhäusern, lieber bei Raumforderung“ (Herrndorf 2015, 99f).

Nach einer Magnetresonanztomographie und der Überweisung in die Neurochirurgie folgt die erste Operation:

„Die Operation wird auf den nächsten Vormittag angesetzt, und nachdem Holm und Cornelius abends gegangen sind, ergreift mich Unruhe: Was, wenn ich nach der OP Gemüse bin, zu keiner Äußerung mehr fähig? Es ist immerhin das Hirn. Das ist, soweit ich mich erinnere, der erste Moment der Erschütterung und des Pathos“ (Herrndorf 2015, 100).

Die an dieser Stelle in Herrndorfs Aufzeichnung vom Autor selbst genannten Empfindungen der Erschütterung und des Pathos setzt dieser in Zusammenhang mit jenem der Unruhe: Es handelt sich also um Gefühle, welche ihn verunsichern, ihn irritieren, ihn unter Spannung und in Erschrockenheit versetzen. Darüber, in welcher Hinsicht Herrndorf die Begrifflichkeit des Pathos verwendet, können nur Vermutungen angestellt werden: Die gängige Bedeutung des Pathos als feierliches Ergriffensein (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013b) ist in diesem Zusammenhang nicht anzunehmen. Viel eher trägt das Wort Pathos bei Herrndorf, ganz im Sinne seiner Genealogie (siehe Kap. 2.2.1) Aspekte eines ihm zustoßenden Ereignisses, eines Widerfahrnisses. Es lässt sich in diesem Zusammenhang durchaus von einem Widerfahrnis sprechen als etwas, „,was einem Seienden zukommt bzw. zustoßt““ (Rainer 1989, 193 zit. n. Busch, Därman 2007, 7) und zwar in seiner passiven Bedeutung des Erleidens.

Auch das Wort der Erschütterung lässt sich als Bewegung kennzeichnen: Als Bewegung, welche etwas erbeben lässt, etwas aus dem Gleichgewicht bringt. Der Autor spricht hier von einem Moment der Infragestellung seiner bisherigen Lebenswelt – eng verbunden mit dem Funktionieren seines Gehirns. Hier könnte man bereits bestimmte Annahmen treffen

hinsichtlich der Vorstellung beziehungsweise des Entwurfs von Herrndorfs Menschenbild, welches eng verbunden scheint mit rationaler Erkenntnis, mit der menschlichen Vernunft.

Ein anderer interessanter Aspekt ist das Auftreten der Unruhe, nachdem seine Freunde gegangen sind: Das bedeutet, dass ein soziales Eingebunden-Sein Herrndorf Sicherheit zu vermitteln scheint, da der Zustand der fehlenden Ruhe erst zu dem Zeitpunkt auftritt, als seine Freunde gegangen sind.

Als Reaktion auf die sich einstellende Unruhe, auf die Angst des Kontrollverlustes über sein Gehirn reagiert Herrndorf mit einer Patientenverfügung¹⁹ (Herrndorf 2015, 101). Dieser bewusste Verzicht auf lebensverlängernde Maßnahmen – als von ihm gesetzter Entschluss – kann erneut als Versuch gedeutet werden, Ordnung (wieder-)herzustellen, Sicherheit zurückzugewinnen und verweist auf den Wunsch, (vermeintliche) Kontrolle über das eigene Leben zu behalten und *Herr im Haus* zu bleiben.

Nach der Operation lässt sich folgender Eintrag in Herrndorfs Blog finden, welcher ebenfalls auf den Wunsch nach Ordnung und Klarheit hinweist: „Ich mache mit meinen Händen und Füßen unaufhörlich die neurologischen Übungen, die ich zur Genüge kenne, um zu testen, was von meinem Hirn noch übrig ist“ (Herrndorf 2015, 101).

Durch die Überprüfung seiner Gehirnfunktionen nach der Operation versucht das autobiographische Ich seinen (Gesundheits-)Zustand einzuordnen; sich seiner körperlichen Integrität zu vergewissern. Dies deutet auf das Bedürfnis hin, Gewissheit zu haben, Orientierung zu haben: Sich innerhalb einer bestimmten Ordnung zu bewegen beziehungsweise zu befinden.

Als Einbruch des Fremden in Herrndorfs Ordnung lässt sich auch folgende Beschreibung lesen:

„Um sechs wechselt die Pflegeschwester, und ich versuche auf der Uhr, die rechts über der Tür hängt, herumzurechnen, wie lange ich bis zum nächsten Schichtwechsel warten muss. Von sechs Uhr drei Mal acht Stunden dazuzählen und wieder bei sechs Uhr landen, ist mir unmöglich. Ich komme immer bei dreißig raus und kann nicht rausfinden, was dreißig für eine Uhrzeit sein soll“ (Herrndorf 2015, 102).

Als Reaktion beziehungsweise als Antwort auf dieses Widerfahrnis spricht Herrndorf von einem „zu verschmerzende[n] Verlust“ (Herrndorf 2015, 102f). Und weiter: „Dann werde ich

¹⁹ Es handelt sich hierbei „um eine schriftliche Willenserklärung, mit der die künftige Patientin/der künftige Patient ersucht, im Fall einer an sich zum Tod führenden Erkrankung, Verletzung oder Bewusstlosigkeit auf künstliche lebensverlängernde Maßnahmen zu verzichten und alle Möglichkeiten der Schmerzlinderung zu nutzen“ (Bundeskanzleramt 2015).

in Zukunft weniger abstrakte Romane schreiben“ (Herrndorf 2015, 103). Man kann hier ganz im Sinne Waldenfels‘ von der Erfahrung des Fremden sprechen, welche in Herrndorfs Ordnung eindringt und ihn zu einem neuen Selbstentwurf herausfordert: In diesem Fall ein Selbstentwurf, dessen Ich eine „Rechenleistung: null“ (Herrndorf 2015, 102) besitzt. Ein Selbstentwurf, welcher für den Autor zwar eine Einbuße darstellt, jedoch eine zu verkräftende; eine scheinbar nicht zu große Erschütterung oder Beeinträchtigung.

„Als es mir im Morgengrauen gelingt, zwei zweistellige Zahlen (...) miteinander zu multiplizieren, beruhigt mich das aber doch“ (Herrndorf 2015, 102). An dieser Aussage des autobiographischen Ichs lässt sich eine Beruhigung aufgrund der sich wieder einstellenden (Rechen-)Funktionen des ursprünglichen Selbstentwurfs des Autors festmachen; eine Beruhigung aufgrund der zurückgekehrten gewohnten Ordnung.

Eine ähnliche Erleichterung durch die sich wieder einstellende Ordnung zeichnet eine andere Stelle:

„Als ich am nächsten Tag DeLillo weiterlesen will, erinnere ich mich an nichts. Was macht Lee Harvey Oswald in Russland? Wie ist er da hingekommen? Wer ist der Mann? Alles, was ich tags zuvor unter größter Anstrengung begeistert gelesen habe, ist von meiner Festplatte gelöscht. Auf hundert Seiten erkenne ich keinen Satz. In Panik hole ich Primo Levi raus, den ich ebenfalls tags zuvor, aber etwas später gelesen habe, und da weiß ich beim ersten Satz sofort: Wenn er jetzt nach links guckt, steht da der SS-Mann. Glück gehabt. Es ist noch immer die Narkose, nicht das Hirn.“ (Herrndorf 2015, 105).

Sehr klar wird hier die Beruhigung angesichts der Feststellung, dass es sich bei seiner fehlenden Erinnerung um die vorübergehende Wirkung der Narkose handelt und nicht um eine durch den Tumor sich veränderte Gehirnfunktion. Die Entspannung stellt sich in dem Moment ein, als Herrndorf an seiner vertrauten Ordnung festhalten kann, sich dem Funktionieren seines Gehirns wieder sicher ist.

Immer wieder jedoch kehren Episoden, in welchen von einer veränderten Ordnung in Herrndorfs Lebenswelt gesprochen werden kann, wie beispielsweise jene, welche der Autor als „Regression“ (Herrndorf 2015, 104) bezeichnet. Diese Zustände des *Zurückfallens* stellen sich, so Herrndorf, in der Zeit nach der Diagnose ein und machen sich in den unterschiedlichsten Bereichen bemerkbar wie beispielsweise in seiner „Begeisterung für Literatur“ (Herrndorf 2015, 104):

„[w]as jetzt zurückkehrt beim Lesen, ist das Gefühl, das ich zuletzt in der Kindheit und Pubertät regelmäßig und danach nur noch sehr sporadisch und nur bei wenigen Büchern

hatte: dass man teilhat an einem Dasein und an Menschen und am Bewusstsein von Menschen, an etwas, worüber man sonst im Leben etwas zu erfahren nicht viel Gelegenheit hat“ (Herrndorf 2015, 104).

Das Adverb *jetzt* drückt einen Zeitpunkt der Gegenwart aus und grenzt sich von der Vergangenheit ab – gleichzeitig schafft die Verwendung des Verbs *zurückkehren* eine Parallele zur Vergangenheit: Herrndorf beschreibt hier einen Zustand der Begeisterung von Literatur, welcher sich erneut einstellt; welchen er aus seiner Kindheit und Pubertät bereits kennt. Dieses ähnliche Gefühl der Ergriffenheit, welches ihm von früher vertraut ist und sich jetzt – im Zuge seiner Krankheit beziehungsweise durch die Diagnose seiner Krankheit – wieder zeigt bezeichnet der Autor als Regression, als ein Zurückfallen auf früher, als eine rückläufige Bewegung.

Auch hier ist die Rede von einer Veränderung (durch die Krankheit): Von einer Veränderung der Begeisterungsfähigkeit beziehungsweise ein Zurückgehen in eben diese kindliche Begeisterungsfähigkeit und somit eine Veränderung der Gefühlswahrnehmung.

Noch im Krankenhaus beschreibt sich der Autor als zwischen Leben und Tod schwankend:

„In den folgenden Tagen bekomme ich viel Besuch, viele Anrufe und viele Briefe und freue mich über jeden einzelnen. Ich kann nicht sagen, wie jedes Wort und jede Geste mich rührt. Man spürt, wie man mit einem Bein schon drüben steht, und man spürt, wie sie auf der anderen Seite noch an einem zerren“ (Herrndorf 2015, 103).

Herrndorf spricht hier von einer emotionalen Ergriffenheit durch die Anteilnahme seiner sozialen Umwelt und beschreibt seine Befindlichkeit weiter als einen Zustand des Zwischens: einem Zwischen von *drüben* und *auf der anderen Seite* – einer Erstreckung vom Leben bis zum Tod. Mit einem Bein im Tod, mit dem anderen, an welchem die Umwelt zieht, im Leben. In einem weiteren (Gedanken-)Schritt könnte man sagen, es ist der Kontakt zu seinem sozialen Umfeld, welcher ihn im Bereich des Lebens hält, ihn in der Erstreckung bestehen lässt und nicht zum Pol des Todes zieht.

Am 25.2. 2010 erhält Wolfgang Herrndorf die Diagnose eines Glioblastoms,

„etwas Gehirneigenes, das bildet keine großen Metastasen, wächst nur sehr schnell, lässt sich nicht endgültig bekämpfen und ist zu hundert Prozent tödlich. Ich höre kaum zu. Während Prof. Moskopp redet, fällt mir ein, dass ich mich nie wieder verlieben werde, nie wieder wird sich jemand in mich verlieben. (...) Abends gehe ich mit C. aus, ich habe Lust auf Kino, und im Friedrichshain läuft ‚A Serious Man‘. Weil noch viel Zeit ist, laufen wir durchs Viertel, und wir machen etwas, was ich sonst zuletzt vor zwanzig Jahren gemacht habe: Unangemeldet Leute besuchen. Bei Holm sind überraschend alle versammelt, und fast alle gehen auch nachher mit ins Kino, und es

ist einer der schönsten Tage überhaupt. Auch einer der schönsten Filme. Ich lehne mich zu C. rüber und erzähle ihr, wie glücklich ich bin, und es ist keine Lüge. Ich bin unfassbar glücklich, solche Freunde zu haben“ (Herrndorf 2015, 106).

Vor dem Hintergrund der Diagnose einer unheilbaren Krankheit rücken in Herrndorfs Aufzeichnungen Aspekte des Sozialen in den Vordergrund: Der erste Gedanke handelt von dem Sich-Verlieben; der Abend wird im Kreise von Freund_innen verbracht. Weiter beschreibt Herrndorf das Wiederkehren einer alten, lange Zeit nicht präsenten Ordnung: „ (...) und wir machen etwas, was ich sonst zuletzt vor zwanzig Jahren gemacht habe: Unangemeldet Leute besuchen“ (ibid.). Neue Aspekte – hier das Bedürfnis nach sozialer Einbettung sowie die Freude über diese – rücken in den Vordergrund, erhalten wieder mehr Gewicht. Der Einbruch des Fremden führt hier zu einer Verschiebung von Prioritäten und lässt Aspekte einer alten Ordnung wieder mehr an Bedeutung gewinnen.

Herrndorf beschreibt das Gefühl von Glück, welches er empfindet: Hier angesichts seiner sozialen Einbettung. In den folgenden Zeilen stellt er diese Empfindung als „Kontrollverlust“ (Herrndorf 2015, 106) dar:

„Da ich außer Paracetamol und Cortison keine Tabletten genommen habe, ist es ein offenbar körpereigener Drogennebel, den mein Hirn da gnädig ausschüttet, und ich bin jetzt wach genug, es als Kontrollverlust zu erleben. Ich spüre, dass ich nicht mehr Herr im eigenen Haus bin, aber wenn es so schön ist, habe ich auch nichts dagegen“ (Herrndorf 2015, 106).

Der Kontrollverlust wird als nicht mehr Herr im eigenen Haus sein beschreiben: Als Nebel, als undurchdringliche Trübung, welche vom Autor als angenehm empfunden wird. Er beschreibt ein Hoch der Gefühle, auf welches er keinen Einfluss nehmen kann. Das Fremde kann hier eben als Gefühlshoch beschrieben werden, welches einbricht, sich der Kontrolle des Autors jedoch entzieht. Der Kontrollverlust wird von Herrndorf als angenehm, als schön beschrieben. An dieser Stelle wird auf den Duden (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013c) verwiesen, wonach der Begriff der Kontrolle aus dem französischen (*contrôle*) stammt und mit zusammengezogen übersetzt werden kann. Kontrolle kann so (auch unter einem leiblichen Aspekt) als sich zusammenziehen aufgefasst werden. Die gegensätzliche Begrifflichkeit wäre demnach Loslassen. Der von Herrndorf empfundene Kontrollverlust wird von ihm hier positiv beschreiben und kann ganz unter dem Aspekt des Loslassens gelesen werden.

Herrndorf beschäftigt sich aufgrund seiner Diagnose mit unterschiedlichen Statistiken zur Glioblastom-Lebenserwartung: „Wikipedia gibt 17,1 Monate ab Diagnose“ (Herrndorf 2015, 107). Eine andere Untersuchung berechnet 698 Tage. „Ich fange an, mich vorsichtshalber auf

drei Monate runterzurechnen“ (ibid.). Es handelt sich hierbei um den Versuch, Gewissheit beziehungsweise Klarheit in die durch den Einbruch der Krankheit gegebene (Un-)Ordnung zu bringen, sich auf den Tod vorzubereiten und – wie der folgende Eintrag zeigt – die bleibende Zeit bewusst zu nutzen: „Ich werde noch ein Buch schreiben, sage ich mir, egal wie lange ich noch habe“ (ibid.). Dieser Entschluss Herrndorfs, noch ein Buch zu verfassen kann als produktive Antwort auf den Einbruch des Fremden gelesen werden.

Der Wunsch nach Gewissheit ist jedoch zugleich von einer gegenteiligen Bewegung bestimmt: „(...) aber das Diagramm mit seinen grauen Flächen und Prozentzahlen gibt mir etwas von der Ungewissheit zurück, die man braucht, um zu leben“ (ibid.). Herrndorf beschreibt hier die Notwendigkeit, leben zu können als einen Zustand, in welchem etwas eben nicht feststeht, in welchem es nicht nur eine Möglichkeit gibt. Dieser beschriebenen Notwendigkeit der Ungewissheit wohnt hier der Wunsch inne, den Todeszeitpunkt nicht (eindeutig) errechnen zu können.

Weiter beschreibt Wolfgang Herrndorf den Einbruch der Krankheit und die damit feststehende Diagnose in sein Leben in Zusammenhang mit einer sich stets in Erinnerung rufenden Gewissheit seines bevorstehenden Todes:

„Schlimme Konzentrationsstörungen. Wenn ich lese, ergänzt mein Gehirn jeden Satz: Lee Harvey Oswald ging die Straße entlang, und du wirst sterben. Er sah die Autos, und du wirst sterben. An allen Gegenständen und Menschen haften jetzt kleine Zettel mit der Aufschrift Tod, wie mit Reißzwecken dahingepinnt. C. legt ihren Arm um meine Schulter: Tod. Sie lächelt: Tod“ (Herrndorf 2015, 108).

Das Fremde zeigt sich hier in einem Zwischenraum von Eigenem und Fremden: Als eine nicht kontrollierbare und sich stets in Herrndorfs Bewusstsein rufende Erinnerung an seinen bevorstehenden Tod. Das Fremde als Krankheit zeigt sich an dieser Stelle nicht in seiner ursprünglichen Erscheinung, tritt vielmehr als Präsenz (des Eigenen) auf, dessen Erscheinen jedoch nicht in der Hand des Autors liegt.

Einige Zeilen danach ein erneuter Einbruch von Regression:

„Regression: Ich liege abends in der Dämmerung, C. und die schwangere Julia sitzen auf dem Fußende des Krankenhausbettes. Sie unterhalten sich, während ich sanft einzuschlafen beginne. Mit der Decke bis unters Kinn hochgezogen bin ich sechs Jahre alt, die Mütter besprechen Erwachsenenthemen und wachen über mich“ (Herrndorf 2015, 108f).

Der Autor skizziert ein abermaliges Zurückfallen: Ein Zurückfallen in frühe Zeiten. Er ist nun sechs Jahre alt, ein Kind und kein Erwachsener mehr. Die Erwachsenen geben auf das Kind Herrndorf Acht und beschützen es. Mit Verweis auf die Psychoanalyse kann Regression als

Abwehrmechanismus²⁰ des Ich²¹ verstanden werden, welcher mit einer Angstbewältigung einhergeht im Rahmen eines zeitlich begrenzten „Rückzug[s] auf eine frühere Entwicklungsstufe“ (Zimbardo, Ruch 1978, 302). Ganz in diesem Sinn kann hier das Gefühl von Sicherheit – und so die Abwesenheit von Angst – beschreiben werden: „ (...) die Mütter (...) wachen über mich“ (Herrndorf 2015 109), welches mit dem Rückzug (auf ein früheres Alter) einhergeht.

Eine weitere Beschreibung von Einbrüchen der Krankheit in Herrndorfs Lebenswelt sowie Antworten auf eben diese Einbrüche und oder Neuordnungen von Auffassungen oder Weltansichten zeichnen folgende Zeilen, welche der Autor rückblickend auf eine gewittrige Nacht im Krankenhaus skizziert:

„(...) über Berlin zieht ein Sturmtief auf und wütet die ganze Nacht. Stundenlang in dieser Nacht ordne ich mein Weltbild. Dass alles vergeht und die Menschheit stirbt und die Sonne erlischt und alles sinnlos ist, habe ich immer gewusst. (...) Ich habe das Fenster weit geöffnet, und der Sturm rüttelt an meiner Tür. (...) Ich stelle mir vor, mit meinem Bett in einem sehr hohen, schlanken Ziegelturm des Klinikums zu liegen, umgeben von schwarzer Finsternis und unendlicher Leere des Weltalls, und die Naturgewalten rütteln an meinem Turm und können nicht herein. Nicht in der winzigen Sekunde der Gegenwart, in der ich unantastbar bin. In dieser Nacht wiederhole ich in Endlosschleife mir trostreich scheinende Sätze und Gedanken und baue aus ihnen ein kleines Abendgebet zusammen, das ich mir immer wieder und auch in den nächsten Tagen und bis heute aufsage, wenn ich nicht schlafen kann oder der Boden schwindet. (...)

Niemand kommt an mich heran
bis an die Stunde meines Todes.
Und auch dann wird niemand kommen.
Nichts wird kommen, und es ist in meiner Hand.

(...) Nach dieser Nacht verschwinden die Markierungen an den Gegenständen, und die Konzentration kehrt zurück. Ich würde nicht von einem spirituellen Erlebnis reden, auch wenn ich währenddessen darüber nachdenken musste, ob es eines sei, und auch einige Tage lang den Eindruck hatte, es wäre eines gewesen. Wobei ich annehme, dass

²⁰ „Abwehrmechanismen sind im psychoanalytischen Sinn unbewusst ablaufende Operationen, in denen Informationen verarbeitet und vom Bewusstsein ferngehalten werden, um das psychische Gleichgewicht zu erhalten. Diese (...) Mechanismen (...) sind also zielgerichtet und dienen homöostatischen Zwecken, also dazu, die durch Signaleffekte wie Angst, Scham oder Schuld ausgelöste Unlust abzuwehren bzw. unlustvolle Affekte zu vermeiden“ (Spektrum Akademischer Verlag 2000a).

²¹ „[I]n der Psychoanalyse ein Begriff, um eine innere Distanz zu kennzeichnen, die versucht, im Dienste der Anpassung an die Außenwelt die triebhaften Wünsche des Es und die durch Identifizierung mit den Geboten und Verboten unserer Gesellschaft (Über-Ich) entstehenden Ansprüche in Einklang zu bringen“ (Spektrum Akademischer Verlag 2000b).

es in gewisser Weise das war, wovon manche Leute sprechen, wenn sie von einem spirituellen Erlebnis sprechen. Eine Infragestellung der Existenz, eine nicht mehr nur bloß abstrakte Erkenntnis der eigenen Bedeutungslosigkeit im Angesicht der Unendlichkeit und eine Selbstüberredung zum Leben. Schließlich die Gewissheit, die Sache in den Griff zu bekommen. (...) Es beginnt: Das Leben in der Gegenwart“ (Herrndorf 2015, 110f).

Besondere Bedeutung in diesen Zeilen erhält die Gegenwart, als Zeitraum, in welchem sich Herrndorf als unverletzlich erfährt. Der Begriff *unantastbar* geht einher mit einer hohen Konzentration von Macht im Sinne einer Vormachtstellung nicht angetastet werden zu dürfen. Hierin könnte man den Wunsch nach Macht (über das eigene Leben), das Bedürfnis nach Autonomie und (Selbst-)Kontrolle sehen.

Herrndorf verfasst in dieser Nacht ein Gedicht, ein *Gebet*, welches ihm Trost spendet, ihn in seiner Lage, in seinem Leid aufrichtet und ihm Zuversicht schenkt, seine Angst mindert: „[W]enn (...) der Boden schwindet“ (ibid.). Dieser Ausspruch, dieses Gebet – womöglich im Sinne eines Bittens – zeugt von dem Wunsch nach Selbstbestimmung bis zu seinem Tod und auch über diesen hinaus: „Nichts wird kommen und es ist in meiner Hand“ (ibid.). In dem Ausspruch „es ist in meiner Hand“ zeigt sich erneut das Bedürfnis nach Kontrolle (über den Tod). Weiter beschreibt das autobiographische Ich: „Nach dieser Nacht verschwinden die Markierungen [des Todes; Anm. MW] an den Gegenständen, und die Konzentration kehrt zurück“ (Herrndorf 2015, 111). Es scheint, als ob es Herrndorf gelinge, mit diesem selbsterstellten Gedicht (und so der – zumindest gedanklich – zurückgewonnenen Selbstbestimmung) die Präsenz des Todes zurückzudrängen.

In der von Herrndorf als nicht spirituelles Erlebnis gekennzeichneten Erfahrung kann vor dem Hintergrund Waldenfels' Theorie von einer in aller Kürze beschriebenen Erfahrung des Pathos und eine daraus resultierende Antwort gesprochen werden. Zunächst beschreibt der Autor den Einbruch des Fremden durch die Diagnose einer tödlichen Krankheit: „Eine Infragestellung der Existenz, eine nicht mehr nur bloß abstrakte Erkenntnis der eigenen Bedeutungslosigkeit im Angesicht der Unendlichkeit“ (Herrndorf 2015, 111). Die Ungewissheit über sein Leben, d.i. der Einbruch der Krankheit und somit der Zusammenbruch einer Ordnung, welche sich seinem Zugriff völlig entziehen. Das Fremde taucht hier auf als Fremdes in ihm selbst – als eine leibhaftige Anwesenheit des Fremden und zugleich lässt sich diese nicht greifen, nicht einordnen und nicht kontrollieren. Und als Antwort lässt sich lesen: „ (...) [U]nd eine Selbstüberredung zum Leben. Schließlich die Gewissheit, die Sache in den Griff zu bekommen“ (ibid.). Die Antwort, welche hier gegeben wird, ist eine klare Betonung Herrndorfs

Eigentätigkeit. Er stellt nicht die Vergangenheit in den Vordergrund, auch nicht die Krankheit, sondern „Das Leben in der Gegenwart“ (ibid.).

Wolfgang Herrndorf wird aus dem Krankenhaus entlassen und seine erste Handlung beschreibt er wie folgt:

„Das erste, was ich zu Hause mache: Ich öffne die Dateien zum Jugendroman, um zu schauen, ob von da aus gestartet werden kann. (...) Das erste, was ich sehe, ist die Eintragung, wann ich die Idee zu dem Jugendroman hatte: am 1. März 2004. Auf den Tag genau vor sechs Jahren. Ich glaube nicht an Zeichen, aber damit ist klar: Das ist das Projekt“ (Herrndorf 2015, 112).

Die Fertigstellung seines Jugendromans *Tschick* wird als Vorhaben beschrieben: Als bereits begonnene Unternehmung, welche es gilt, bis zu seinem Tod abzuschließen. Der Diagnose Krebs setzt Herrndorf hier Arbeit – genauer: Arbeit an seinem unvollendeten Roman – entgegen. Es handelt sich hier ganz im Sinne Waldenfels um eine produktive Antwort auf das Eindringen der Krankheit. Die Antwort, welche gegeben wird, ist eine klare Betonung von Aktivität: Das Arbeiten an einem eigenen Werk.

Dieser Entschluss zu Tätigkeit verfestigt sich nach einem Telefonat mit einem ebenfalls an einem Glioblastom erkrankten Mann, welcher nach der Diagnose und der folgenden Behandlung sofort wieder zu arbeiten anfang. „Und wenn mein Entschluss, was ich machen wollte, nicht schon vorher festgestanden hätte, dann hätte er nach diesem Telefonat festgestanden: Arbeit. Arbeit und Struktur“ (Herrndorf 2015, 114).

Herrndorf beschließt seine restliche Lebenszeit unter den Leitsatz *Arbeit und Struktur* zu stellen: Arbeit als Tätigkeit, als Verrichtung sowie Struktur als Ordnung und Gliederung. Dieser Leitsatz, welcher auch den Titel für den posthum herausgegebenen Blog darstellt (Herrndorf 2015), deutet an, wie der Autor sein Leben mit seinem nahenden Tod gestaltet, welche Antwort er der Krankheit gegenüberstellt: Die Arbeit strukturiert sein Leben.

Die sich immer wieder einstellende Bewusstwerdung seines bevorstehenden Todes ist bei Herrndorf mit einem „sonderbare[n] Hochgefühl“ (Herrndorf 2015, 115) verbunden, welches der Autor rückblickend wie folgt als Ausbruch einer durch das Glioblastom verursachten Manie schildert:

„Zwischen dem 3. und 6. März höre ich auf zu schlafen. Mein Hirn läuft auf Hochtouren. Ich schreibe den ganzen Tag, brauche keine Pause mehr und stelle fest, dass meine geringe Lebenserwartung sich durch das Nichtschlafen fast verdoppelt. Normal habe ich so um die 300 Anschläge pro Minute. In diesen Stunden habe ich mindestens das Doppelte. (...) Gleichzeitig kommt es zu einer subjektiven

Zeitausdehnung um den Faktor 5 bis 6. Ich teste das, indem ich immer, bevor ich auf die Uhr blicke, die Zeit schätze. Auch als ich die merkwürdige Diskrepanz lange genug beobachtet habe und bei meinen Schätzungen zu berücksichtigen versuche, bleibt es dabei: Ich tippe weiter um den Faktor 5 daneben. Subjektiv sind fünf Stunden vergangen, tatsächlich nur eine. Auch alle Fußwege verlängern sich um denselben Faktor, und ich brauche eine Weile, um zu begreifen, dass ich weder langsam bin noch in meiner Schusseligkeit Umwege gehe, sondern dass Weg und Zeit proportional sind: Meine ganze Welt dehnt sich aus. (...) Ich fühle mich großartig. Freunden und Bekannten gegenüber beschreibe ich meinen Zustand (...) mit (...) „Auf einer Skala von eins bis eine Million: eine Million“ (Herrndorf 2015, 116f).

Herrndorf schildert hier sein Erleben, seine Empfindungen während einer manischen Phase: Gesteigerter Antrieb, Glücksempfinden, verändertes Zeiterleben. Der Autor beschreibt seine Arbeitsweise als beschleunigt, seine Zeitwahrnehmung als verändert.

Das autobiographische Ich beschreibt hier eine veränderte Ordnung – eine ihm unvertraute Form der Wahrnehmung, der Empfindung: Durch die Krankheit bricht das Fremde u.a. als Manie in seine Lebenswelt ein und verändert Antrieb, Biorhythmus und Stimmung; entkoppelt innere und äußere Zeit.

Dieser manische Zustand wird jedoch „von Schüben der Todesangst unregelmäßig unterbrochen“ (Herrndorf 2015, 115), welchen Herrndorf zunächst durch den Kauf eines Notizbuches, in welchem er beruhigende Gedanken und Vorstellungen notiert, zu begegnen versucht: „[U]nd immer, wenn ich vor Panik nicht mehr denken kann, schaue ich jetzt in mein Büchlein und gehe ein paar Bilder durch. Meistens reichen zwei oder drei, um mich zu beruhigen“ (Herrndorf 2015, 116). Auch dies lässt sich als Entgegnung der Angst, als Antwort auf die Diagnose der Krankheit lesen. Der Beunruhigung, welche eine Unordnung in Herrndorfs Leben darstellt, versucht er etwas entgegenzusetzen, etwas zu erwidern. In diesem Fall könnte man von einer Antwort im Sinne einer Arbeit mit beruhigenden Bildern sprechen, wie sie beispielsweise in der Psychotherapie unter dem Namen der Imagination eingesetzt wird (Sachsse 2011, 138f).

Ein weiterer Mechanismus, der Angst zu begegnen, lässt sich wie folgt beschreiben: Um „[d]en sich minütlich oder sekundlich zu Wort dazwischenmeldenden Gedanken an den Tod“ (Herrndorf 2015, 118) zu bändigen, installiert Herrndorf „eine sehr plastisch vorgestellte Walther PPK in [s]einem Kopf (...), um jeden unangenehmen aufkommenden Gedanken zu erschießen: Peng, peng. Zwei Kugeln und ich denke an etwas anderes“ (ibid.)

Der Autor schildert hier eine Strategie, um mit der Todesangst, die sich manifestiert, umzugehen. Die Angst bricht in seine Gedanken ein, meldet sich sekundlich zu Wort. Um mit ihrem Erscheinen (und somit mit dem Gefühl einer unaushaltbaren Todesangst)

zurechtzukommen, setzt er erneut die Kraft von Bildern ein: Er verankert das Bild einer Pistole in seinem Kopf, welches imstande ist, die Gedanken an den Tod und die damit einhergehenden Gefühle zu erschießen. Im Sinne Waldenfels lässt sich hier durchaus von einer Antwort auf die in seine Ordnung einbrechende Todesangst sprechen: Herrndorf entgegnet der Angst mit kraftvollen Bildern. Es handelt sich hierbei um eine Antwort, welche bei dem Fremden (hier der Angst) beginnt und von dieser aus im Rahmen des Eigenen versucht, etwas zu entgegnen, eine Antwort zu geben.

„Ungefähr zeitgleich mit der Walther etwa materialisiert sich ihr Gegenspieler. Zuerst nur in Form einer Störinstanz, und ich meine ziemlich genau zu spüren, wo in meinem Kopf sie sich befindet: Zentral hinten. Da sitzt etwas und ruft: Du stirbst. Beim Versuch, die ohnehin schon erfolgreiche Walther in ihrem Kampf zu unterstützen, personifiziere ich die störende Instanz zuerst als Störer, dann Wilhelm Störer. Ich versuche ihn anzusprechen und notiere seine Reaktionen. Im Gegensatz zur Walther reagiert er so gut wie gar nicht und macht gern das Gegenteil von dem, was ich will. Also fordere ich ihn in ruhigeren Phasen auf, sich doch wieder einmal zu zeigen, und verhöhne ihn: Ob er nicht mehr stören wolle oder könne? Ob er sich vor der Walther fürchte? Und dann zeigt er sich nicht. Keine Eier, der Mann. Er zeigt sich am liebsten im Schutz anderer, positiver Gedanken“ (Herrndorf 2015, 120).

Herrndorf berichtet hier von einer „Störinstanz“, welche sich materialisiert, welche ruft und ihm mitteilt, dass er sterben wird. Schon der Ausdruck des Störens lässt sich als etwas beschrieben, das einen aus der Ruhe bringt, als etwas, das droht – hier konkret mit dem Tod. Das Wort der *Störinstanz* ist an dieser Stelle durchaus interessant, lässt sich aus dem spätlateinischen *instantia* ein inständiges Drängen ableiten (Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag, 2013d). Herrndorf lässt diese Instanz später konkret als Person auftreten, als Wilhelm Störer, mit welchem er in Kontakt treten möchte, genauer: Welchen er unter Kontrolle bringen möchte. Er schließt diesen Absatz jedoch mit der Aussage: „Er zeigt sich am liebsten im Schutz anderer, positiver Gedanken“ (Herrndorf 2015, 120) und beschreibt damit, dass er dessen Erscheinen nicht kontrollieren kann.

Die Erfahrung des Fremden, hier als Störinstanz beschrieben, bricht in Herrndorfs Ordnung ein und irritiert ihn, versetzt ihn in Unruhe und droht ihm. Der Autor beschreibt dieses Fremde als unkontrollierbar: Er versucht mit ihm in Verbindung zu treten, indem er das Fremde personifiziert; doch letztlich hat er das Erscheinen des Fremden nicht in der Hand.

Der Autor lässt hier zwei Widersacher auftreten: Die Störinstanz Wilhelm, welche ihn drängend mit seinem bevorstehenden Tod und der damit einhergehenden Todesangst konfrontiert und die Walther PPK, welche für einen gewissen Bewältigungsmechanismus steht; eine Antwort auf

die Störinstanz, innerhalb derer er keine Angst hat: „[E]in sehr fragiles, philosophisch fragwürdiges System, das ich mir zusammengenagelt habe (...) und innerhalb dessen ich keine Angst habe vor dem Tod“ (Herrndorf 2015, 121).

Die Störinstanz, vor welcher Herrndorf sich und seine rettenden Gedanken in Sicherheit bringen will, wird zur Wahnvorstellung, welche er unter Kontrolle zu halten versucht:

„In diesem Moment glaube ich, endgültig verrückt zu werden. Ich weiß nicht, wie ich mich vor der Störinstanz in meinem Innern schützen soll. Erst der in den frühen Morgenstunden auftauchende Gedanke, das Buch zum Copyshop zu tragen, drei vollständige Kopien zu erstellen und Kathrin und Kirk und einem noch zu grabenden Loch in der Erde je ein Exemplar zur Aufbewahrung zu übergeben, beruhigt mich zuletzt. Dieser Idee gegenüber ist die Störinstanz machtlos und gibt sich geschlagen, und ich lege mich ins Bett. Es ist der 6. März, 7:42“ (Herrndorf 2015, 130).

Die Wahnvorstellungen „sind in einem crescendo-artigen Bewusstseinsstrom protokolliert“ (Burk 2015, 87), welcher darin seinen Höhepunkt findet, dass Herrndorf seine Freund_innen zusammenruft, um vor ihnen eine Rede zu halten. Bei der von Herrndorf geplanten Rede handelt es sich um einen Vortrag, welcher die „Weltformel“ enthalte: „Die Welt ist eine Schleife. Das Leben ist das Leben, und das Nichts ist das Nichts“ (Herrndorf 2015, 143) oder zumindest „diese Endlosschleife, diesen Roman in Form einer Endlosschleife, diesen Text, der mich so glücklich und verzweifelt macht und der sich selbst und alles andere und die ganze Welt erklärt, also vielleicht doch die Weltformel“ (Herrndorf 2015, 139).

Der Titel seines Vortrages „‘Narzisstische Persönlichkeitsstruktur und Todesangst – Vortrag von Wolfgang Herrndorf‘“ (Herrndorf 2015, 132) lässt auf seine zwei größten Ängste schließen: Der Todesangst sowie der Angst, nicht geliebt zu werden. Letztere führt er an anderer Stelle wie folgt aus:

„Was mich verwirrt und worauf meine Gedanken immer wieder zurückkommen, ist, dass die gefundenen Trostformeln [s.o.; Anm. MW] sich (...), mit der Angst, nicht geliebt zu werden [beschäftigen; Anm. MW]; weshalb ich in einfältigen, starren Gedankenketten immer wieder die Zuneigung meiner Freunde zu mir logisch herleiten muss. Ich lese den Wikipedia-Artikel zum Thema Narzissmus und komme zu dem Ergebnis, dass es sich in Wahrheit überhaupt nicht um unterschiedliche Ängste handelt, sondern um eine einzige: Der Tod ist schließlich nichts anderes als die Mitteilung des Universums an das Individuum, nicht geliebt zu werden, die Mitteilung, nicht gebraucht zu werden, dieser Welt egal zu sein“ (Herrndorf 2015, 131).

In diesen Zeilen verknüpft Herrndorf die Todesangst damit, endgültig die Liebe seines sozialen Umfeldes beziehungsweise des gesamten Universums zu verlieren; und so könnte man seine größte Angst darin beschreiben, nicht geliebt zu werden.

Erweitert wird die Beschreibung dieses Abends in dem Blog durch das Anführen eines E-Mails eines der anwesenden Freunde, welcher das Geschehen rückblickend folgendermaßen schildert:

„Wolfgang wurde nach etwa einer Stunde von zwei Sanitätern in die Charité gebracht, vermutliches Ziel dort: Psychiatrie. Sein Auftritt trug alle Züge eines Wahns, wobei niemand sagen kann, ob das der Krankheit direkt (Tumorwachstum, Serotoninspiegel usw.) oder indirekt (drei Nächte ohne Schlaf plus Panik) geschuldet ist. Das Szenario: Wolfgang wollte uns einen Text vorlesen, der u.a. die 'Weltformel' enthalten sollte, doch dazu kam es nicht, weil er ihn nicht fand. In immer neuen Schleifen behauptete er, er müsse den Text auf seinem Rechner gelöscht haben, also sei er im Papierkorb noch zu finden, dann wieder, dass er im mitgebrachten Notizbuch sei, in dem er wie wild blätterte. Über die tatsächlichen Schleifentexte legte er immer wieder einen Metatext, in dem er uns genau, aber völlig unverständlich instruierte, was wir zu tun hätten, falls er in Schleifen feststecke. (...) Seinem Abtransport stimmte er selber zu“ (Herrndorf 2015, 142f).

Die Bewusstwerdung seines Abtransportes durch den Anblick der zwei Sanitäter stellt das autobiographische Ich als den „schlimmste[n] Moment“, „schlimmer als alles andere zuvor“ (Herrndorf 2015, 142) dar:

„Beim Anblick der beiden Männer weiß ich, dass nun eingetreten ist, was ich seit der Operation am meisten gefürchtet habe, nämlich dass mein Hirn sich auflöst und meine Persönlichkeit sich unkontrollierbar verändert; und ich weiß auch, dass ich mir für diesen Fall von Anfang an ein bestimmtes Vorgehen überlegt habe: Selbstmord, solange ich noch einen Rest von Kontrolle habe über das Gemüse, das einmal meinen Namen trug. Ich sehe die Walther PPK in meiner Hand, ich sehe sie in meinem Mund“ (Herrndorf 2015, 142).

Herrndorf schildert hier eine seiner größten Ängste, seiner größten Befürchtungen seit dem Einbruch der Krankheit in seine Lebenswelt: Das Versagen seiner Gehirnfunktionen sowie eine nicht zu kontrollierende Veränderung seiner Persönlichkeit. Beides sind Momente eines Kontrollverlustes über die innersten und zentralsten Aspekte seines Menschseins. Der Einbruch des Fremden führt hier zu Veränderungen im Innersten Herrndorfs – zu einer Persönlichkeitsveränderung. Und an dieser Stelle setzt er gedanklich eine Antwort entgegen: Die Möglichkeit des Selbstmordes. Es handelt sich dabei um eine Antwort, welche Herrndorf seit dem Beginn der Krankheit und mit der Gewissheit der Diagnose als Möglichkeit, als Handlungsmöglichkeit in Betracht zieht. Eine „Exitstrategie“ (Herrndorf 2015, 50), wie er dies an anderer Stelle benennt. Eine Antwort, welche ihm das Gefühl von Kontrolle, von Handlungsmacht zurückgibt und welche er dem erlebten Kontrollverlust entgegensetzt.

Am nächsten Tag wird Wolfgang Herrndorf aus der Psychiatrie entlassen und es folgt kurz darauf die erneute Selbsteinweisung: „Mein Name ist Wolfgang Herrndorf“, sage ich am Empfang, „und ich möchte mich in die Psychiatrie einweisen“ (...) In diesen Stunden sind wir noch drei in meinem Kopf: Walther, Wolfgang und Wilhelm“ (Herrndorf 2015, 146f).

Diese von Herrndorf getätigte Dreiteilung in Walther, die Waffe, Wolfgang als Selbst und Wilhelm, die Störinstanz zeigt in aller Kürze den Umgang Herrndorfs mit dem Einbruch der Krankheit: Die Krankheit und damit einhergehende Erfahrungen von Kontrollverlust über Sprache, Gefühle sowie über seine körperlichen Fähigkeiten erlebt er als Störinstanz, über welche er keine Kontrolle hat. Diesem erlebten Kontrollverlust und der damit einhergehenden (Todes-)Angst setzt er zunächst gedanklich – später handelnd – die Waffe als Metapher für (die Möglichkeit des) Selbstmord(es) entgegen. Wolfgang steht – im Sinne der Aufzählung – in der Mitte: Als Vermittler, als Handelnder, als Empfindender. Auffallend ist auch, dass Herrndorf diese drei Instanzen als Personen auftreten lässt: Als Personen, deren Namen alle drei mit dem Buchstaben W beginnen und somit eine Ähnlichkeit oder vielmehr eine Zusammengehörigkeit aufweisen.

Herrndorfs Eindrücke aus der Psychiatrie sind begleitet von dem Wunsch nach der „beruhigende[n] Wirkung des Alltags (...)“ (Herrndorf 2015, 127): Dem Wunsch nach seiner Wohnung, seinem Sozialleben sowie seinem Computer. Auch hier zeigen sich erneut die Bedeutung seines sozialen Umfeldes sowie die Wichtigkeit der Strukturierung seines Alltags durch seine Arbeit.

Die Rückblende als solche endet mit dem Satz: „Und den Rest habe ich ja schon erzählt“ (Herrndorf 2015, 148), mit welchem er auf die vorangestellten 154 Blog-Einträge verweist. Das Wort „Rest“ beinhaltet im Blog einen Hyperlink zu Kapitel „Eins“ (<http://www.wolfgang-herrndorf.de/2010/10/rt10/>). So stellt die Erzählung von Kapitel Eins bis zum Ende der Rückblende gewissermaßen eine Schleife dar, welche stark an die von Herrndorf gesuchte Textschleife erinnert: „[D]iese Endlosschleife, diesen Roman in Form einer Endlosschleife, diesen Text, der mich so glücklich und verzweifelt macht und der sich selbst und alles andere und die ganze Welt erklärt, also vielleicht doch die Weltformel“ (Herrndorf 2015, 139). Bestätigt wird die Annahme dieser Parallele mit einem Anhang zu dem Rückblende-Kapitel, welcher den Satz: „Überflüssig zu erwähnen, dass der bei Holm von mit verzweifelt gesuchte Text später doch noch aufgetaucht ist: Es ist dieser Text“ (Herrndorf 2015, 149) enthält.

Da sich die vorliegende Analyse des Werkes an der dem Blog innewohnenden Logik orientiert, wird an dieser Stelle mit Kapitel „Eins“ fortgeführt.

In der Psychiatrie wird Herrndorf die Aufgabe gestellt, „Stimmungstagebuch“ (Herrndorf 2015, 16) zu führen und da die Kategorie „hocheuphorisch“ (ibid.) nicht angeführt wird, entscheidet sich der Autor, „sehr fröhlich“ (ibid.) anzukreuzen. Auch an dieser Stelle wird das von Herrndorf erlebte Stimmungshoch beschrieben, welches sich durch das Glioblastom einstellt und ein ungewohntes Erleben, eine *fremde* Ordnung für den Autor darstellt. Dieser andersartige Zustand wird von ihm an anderer Stelle wie folgt beschrieben: „Arbeite an drei Textstellen, frühstücke und unterhalte mich mit Pfleger und Patienten gleichzeitig, ohne irgendwo den Faden zu verlieren. Auch nicht normal“ (Herrndorf 2015, 17). Die Beschreibung „Nicht normal“ lässt anklingen, dass sich etwas außerhalb einer gewohnten Ordnung befindet; dass etwas nicht der Norm entspricht oder anders ist als normalerweise.

Herrndorf wird aus der Psychiatrie entlassen: „Zu Hause begeistertes Auf- und Umräumen der Wohnung, zentimeterdicke Staubschichten, stelle den Computer ans Fenster und frage mich, warum ich fünfzehn Jahre in der dunklen Ecke gesessen habe“ (Herrndorf 2015, 24).

Der Autor beschreibt hier eine Veränderung seiner Wohngewohnheiten, welche sich als Reaktion auf die Diagnose der Krankheit und der damit in Zusammenhang stehenden Entscheidung zu arbeiten lesen lässt. Die Antwort, welche Herrndorf der Krankheit entgegengesetzt ist der Entschluss zu Arbeit, zu Aktivität, zum Leben.

Dieser Entschluss Herrndorfs zu Aktivität zeigt sich auch in folgendem Eintrag, welcher sich der Fertigstellung seines Romans *Tschick* widmet: „Die letzten Tage den Jugendroman gesichtet und umgebaut, Übersicht erstellt, einzelne Kapitel überarbeitet, neue entworfen. Jetzt von Anfang an: jeden Tag mindestens ein Kapitel. In spätestens 52 Tagen ist es fertig. Heute: Kapitel 1“ (Herrndorf 2015, 35).

In diesen Zeilen wird die von Herrndorf strukturierte und zugleich seinen Alltag strukturierende Form seiner Arbeit erkennbar, welche in der vorliegenden Arbeit als Antwort auf den Einbruch der Krankheit und der damit einhergehenden Beschäftigung des autobiographischen Ich mit seinem nahenden Tod gelesen wird.

Diese strukturierende und Halt gebende Funktion der Arbeit für das autobiographische Ich vor der permanenten Auseinandersetzung mit dem Tod wird u.a. in den folgenden Zeilen sichtbar:

„Du wirst sterben.“
„Ja, aber noch nicht.“
„Ja, aber dann.“
„Interessiert mich nicht.“
„Aber, aber.“

Der Komödienstadel führt sein tägliches Stück zum Weckerklingeln auf, fünf Sekunden später beendet der Intendant die Vorstellung. Work!“ (Herrndorf 2015, 37f).

Auch in folgenden Zeilen wird die aufrichtende Qualität des Arbeitens deutlich:

„Am besten geht’s mir, wenn ich arbeite. Ich arbeite in der Straßenbahn an den Ausdrucken, ich arbeite im Wartezimmer zur Strahlentherapie, ich arbeite die Minute, die ich in der Umkleidekabine stehen muss, mit dem Papier an der Wand. Ich versinke in der Geschichte, die ich da schreibe, wie ich mit zwölf Jahren versunken bin, wenn ich Bücher las“ (Herrndorf 2015, 44).

Der Autor berichtet hier von einer Versunkenheit in die Geschichte, welche gewissermaßen ein Abtauchen in eine fiktionale Realität bedeutet. Anzunehmen ist hier die Fiktion als Zufluchtsort, welche die Möglichkeit bietet, sich vorübergehend von der Realität zu distanzieren.

Am 30.4.2010 lässt sich folgender Eintrag in Herrndorfs Blog lesen, welcher seinen Umgang mit der einbrechenden Krankheit, seinem bevorstehendem Tod und sein damit in Verbindung stehendes Bedürfnis nach Kontrolle zeigen:

„Was ich brauche, ist eine Exitstrategie. Ich hatte Cornelius gegenüber schon mal angefangen, aber das war noch zu Zeiten der Manie, und da war ich noch vollkommen sicher, dass es nur eine Waffe sein könne. Aus dem einfachen Grund, dass ich herumging und mich prüfte und spürte, die Sache nicht in einem Moment der Verzweiflung, sondern der Euphorie hinter mich bringen zu können, und ohne Probleme. Voraussetzung dafür war, dass zwischen Entschluss und Ausführung nicht mehr als eine Zehntelsekunde liegen dürfe. Schon eine Handgranate wäre nicht gegangen. Die Angst vor den drei Sekunden Verzögerung hätte mich umgebracht. Medikamente mit dem langwierigen Vorgang des Schluckens und Wartens sowieso. Weil ich wollte ja nicht sterben, zu keinem Zeitpunkt, und ich will es auch jetzt nicht. Aber die Gewissheit, es selbst in der Hand zu haben, war von Anfang an notwendiger Bestandteil meiner Psychohygiene. Googeln fällt mir unsagbar schwer, ein praktikables How-to nicht auffindbar. Freunde informiert: Falls jemand von Mitteln und Wegen weiß oder im Besitz davon ist – am 21. Juni ist das erste MRT. Bis dahin brauche ich was hier. Ob ich die Disziplin habe, es am Ende auch zu tun, ist noch eine ganz andere Frage. Aber es geht, wie gesagt, um Psychohygiene. Ich muss wissen, dass ich Herr im eigenen Haus bin. Weiter nichts“ (Herrndorf 2015, 50).

Herrndorf beschreibt in diesen Zeilen die Möglichkeit der Selbsttötung als „Bestandteil seiner Psychohygiene“; als mögliche Antwort, welche er dem Einbruch der Krankheit und dem daraus folgenden bevorstehenden Tod entgegensetzt. Der Autor bezeichnet die Möglichkeit des Suizides als erlebte „Gewissheit, es selbst in der Hand zu haben“ (ibid.) und beschreibt diese für ihn mit Selbstermächtigung in Verbindung stehende Möglichkeit als sicherheitsgebend.

Dieses Gefühl von Eigenmächtigkeit zeigt sich in den letzten Zeilen dieses Eintrages erneut insbesondere in dem Satz „Ich muss wissen, dass ich Herr im eigenen Haus bin“ (ibid.): Beschrieben wird hier der Wunsch nach Kontrolle über das eigene Leben.

Auch eine andere Stelle (Herrndorf 2015, 31) spiegelt Herrndorfs Bedürfnis nach Selbstermächtigung – nicht zuletzt über die Art und Weise seines Sterbens – wider:

„Traum: Bei der Entlassung geben die Ärzte mir sieben Valium, die ‚sicher tödlich sind‘. Ich schlucke zu Hause zwei oder drei, um mich zu beruhigen. Dann fürchte ich, sie könnten mich in dieser Dosierung bereits einschläfern, und pule den zerkaute Rest aus der Mundhöhle. Wieviel habe ich jetzt genommen? Ich frage die Ärzte, ab wieviel Tabletten genau es aus ist. Zwei, sagen sie. Ich trinke eine Schüssel Salzwasser und weiß: Ich brauche eine Waffe“ (Herrndorf 2015, 31).

Es handelt sich hierbei um eine Beschäftigung mit der Art zu sterben und möglicherweise um die dabei erlebte Eigenmächtigkeit. Die von den Ärzt_innen verschriebenen Valium-Tabletten werden von Herrndorf in seinem Traum zur Beruhigung genommen, lösen aber kurz darauf bereits Angst aus, tödlich zu sein. In dieser Form zu sterben, stellt für Herrndorf demnach keine Option dar. Ob es sich dabei um den Zeitpunkt des Todes oder um die Weise zu sterben handelt, kann hier nicht beantwortet werden. Die im Traum gewählte Möglichkeit beziehungsweise *Lösung* stellt eine Waffe zur Selbsttötung dar. Man könnte hier den Suizid mittels erschießen als (vermeintlich) *eigenmächtigere* Wahl bezeichnen, da hier der/die Suizident_in die Selbsttötung höchstpersönlich begeht, das Moment des Todes sozusagen selbst in der Hand (be)hält.

Die Einbrüche des Fremden zeigen sich an manchen Stellen von Herrndorfs Beschreibungen als Erfahrungen der Entfremdung: Das Fremde wird im Eigenen wahrgenommen – jedoch als Unbekanntes, Unvertrautes: „Weil ich mich selbst nicht mehr als Person wahrnehme, kommt es mir vor, als ob auch andere mich nicht mehr so wahrnehmen, sondern nur noch als Schatten, als etwas, mit dem nicht mehr zu rechnen ist“ (Herrndorf 2015, 60). Der Autor beschreibt seine Selbstwahrnehmung dahingehend, dass er sich selbst in gewisser Weise sein Mensch-sein abspricht. Es handelt sich hier um eine Form der Entfremdung von sich selbst sowie ein Stück weit von der Welt. Letztere lässt sich in folgenden Zeilen lesen: „[I]ch fühle mich, als wäre ich schon nicht mehr hier, schon auf der anderen Seite“ (Herrndorf 2015, 54).

Dieses Eindringen der Krankheit, die Erfahrungen des Fremden, beschreibt der Autor insbesondere in deren leibhaftigem Erleben. Manische Phasen „Müdigkeit weg. Und hey, ich kann auch drei Kapitel am Tag“ (Herrndorf 2015, 63) wechseln mit Phasen der Müdigkeit und

Gleichgültigkeit. Auch unterschiedliche – teilweise vorübergehende – Funktionsverluste werden in seinem Blog festgehalten, wie dies folgende Beschreibung verdeutlicht:

„Nachmittags lege ich mich müde hin. Als ich wieder aufstehen will, ist die Welt weg oder verschwommen. Linkes Auge, rechtes Auge: verschwommen. Ich gerate nicht in Panik, ich habe keine Angst, es ist nur riesengroße Gleichgültigkeit: So geht das also los. Ich kann die Schrift am Computer nicht mehr lesen. Ich stelle sie doppelt so groß und arbeite noch dreißig Sekunden, dann kann ich auch das nicht mehr lesen. Soll ich die Notfallnummer des Onkologen anrufen? Irgendjemanden anrufen? Ich nehme mein Handy und ein Handtuch und gehe raus und lege mich in die Sonne (...). Nach einer Weile ist mein Auge wieder da. Ich ziehe die Mensacard aus dem Portemonnaie, um zu gucken, ob ich die Schrift darauf lesen kann, und gehe zurück an die Arbeit“ (Herrndorf 2015, 63f).

Das Einbrechen des Fremden und das damit einhergehende Gefühl von Kontrollverlust lässt Herrndorfs imaginierte *Exitstrategie* immer wieder auf die Bühne treten, da der Entschluss über die Art und Weise seiner Selbsttötung, so beschreibt dies der Autor wie folgt, einen beruhigende Effekt auf ihn ausübe: „Die mittlerweile gelöste Exitstrategie hat eine so durchschlagend beruhigende Wirkung auf mich, dass unklar ist, warum das nicht die Krankenkasse zahlt“ (Herrndorf 2015, 79). Diese Beruhigung, welche sich einstellt, wenn das autobiographische Ich sich seine Selbsttötung vorstellt und so eine gewisse Kontrolle über sein Leben zurückgewinnt dokumentieren auch folgende Zeilen:

„Ich habe mich damit abgefunden, dass ich mich erschieße. Ich könnte mich nicht damit abfinden, vom Tumor zerlegt zu werden, aber ich kann mich damit abfinden, mich zu erschießen. Das ist der ganze Trick. Schon seit Tagen keine Beunruhigung mehr. Sobald ein Gedanke kommt, höre ich das geschmeidig klickende und einrastende Geräusch der Abzugsguppe, und Ruhe ist“ (Herrndorf 2015, 86).

Als weiterer Einbruch in Herrndorfs Ordnung, welcher sich erneut als ein leibliches Erleben zeigt, kann folgende Stelle gelesen werden: „Kopfschmerzen, Übelkeit, schließlich Zittern und Angst. Wovor? Unklar. Nicht vor dem Tod. Vor den Schmerzen? Davor, nicht mit der Arbeit fertig zu werden? Kann’s nicht zuordnen“ (Herrndorf 2015, 184). Das Fremde zeigt sich abermals in seiner leiblichen Form: Körperliche Symptome und Gefühle der Angst. Letztere versucht das autobiographische Ich zuzuordnen, in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen beziehungsweise in eine gewisse Ordnung einzugliedern. Letztlich gelingt es ihm allerdings nicht, diese Gefühle, diese Einbrüche des Fremden einzuordnen.

Auch folgende Zeilen lassen einen Blick auf das Moment des Widerfahrnisses – als Einbruch der Krankheit – zu: „Den dritten Tag hintereinander starke Schwummrigkeit. Kann nicht arbeiten. Gestern noch krampfhaft Satz für Satz unter die Datei gestrickt, aber während ich

schreibe, weiß ich nicht, was weiter oben im Absatz steht, teilweise nicht, was im vorigen Satz steht“ (Herrndorf 2015, 190). Die Krankheit zeigt sich hier neben Schmerzen in Form von Konzentrationsstörungen.

Am 28.3.2011 – ungefähr ein Jahr nach Eintreten der ersten Symptome – bilanziert Herrndorf über sein vergangenes Jahr:

„Hirn-OP, zweimal Klapse, Strahlen, Temodal. 1 3/4 Romane, erster großer Urlaub, viele Freunde, viel geschwommen, kaum gelesen. Ein Jahr in der Hölle, aber auch ein tolles Jahr. Im Schnitt kaum glücklicher oder unglücklicher als vor der Diagnose, nur die Ausschläge nach beiden Seiten größer. Insgesamt vielleicht sogar ein bisschen glücklicher als früher, weil ich so lebe, wie ich immer hätte leben sollen. Und es nie getan habe, außer vielleicht als Kind“ (Herrndorf 2015, 296f).

In dieser Bilanz resümiert der Autor sein Leben nach Erhalt der Diagnose und verortet es innerhalb der beiden Extreme von *Hölle* sowie einem *tollen Jahr*. Beschrieben wird hier eine besondere Intensivität der Wahrnehmung, welche der Autor in einem Ausschlagen an den Polen von Glück und Unglück festmacht: Das Verlassen eines Zustandes der Mitte und das damit einhergehende strake Erleben dieser beiden Pole. Das autobiographische Ich schätzt sich insgesamt sogar glücklicher ein, da er nun so lebe, wie er immer schon hätte leben sollen und was ihm – außer als Kind – nicht gelungen sei. An dieser Stelle lässt sich fragen: Was zeichnet das Glück des Kindseins aus? Eine Konzentration auf die Gegenwart? Das Erleben des Momentes und möglicherweise das damit einhergehende Gefühl von Unbeschwertheit? Womöglich sind es diese Aspekte der Gegenwärtigkeit sowie der Unbeschwertheit des Momentes, welche Herrndorf wieder mehr in den Vordergrund seines (Er-)Lebens rückt.

Ein ähnliches Bild zeichnet ein weiterer Beitrag, welchen der Autor knapp drei Wochen später in seinem Blog verfasst: „Die Zukunft ist abgeschafft, ich plane nichts, ich hoffe nichts, ich freue mich auf nichts außer den heutigen Tag“ (Herrndorf 2015, 218). In den Fokus wird hier ganz klar der heutige Tag gestellt – und mit ihm die Relevanz der Gegenwart. Als Antwort auf die in sein Leib-sein einbrechende Krankheit wählt Herrndorf die Absage an Pläne und die Zukunft sowie die Konzentration auf die Gegenwärtigkeit.

Diese Bedeutung der Gegenwart lässt sich auch an folgender Stelle in Herrndorfs Roman beschreiben, wenn der Autor die sich in seinem Wahn einstellende und auch später noch präsente Vorstellung einer Nicht-Existenz des Universums in gewisser Weise durch die Betonung des Augenblicks relativiert: „C. holt mich ab, und im Bett versuche ich, ihr zu erklären, was ich in den letzten Wochen herausgefunden habe: dass dieses Universum nicht existiert. Oder nur in diesem Bruchteil dieser Sekunde“ (Herrndorf 2015, 57).

Hier zeigt sich die für Herrndorf durch den Einbruch der Krankheit und den damit einhergehenden Veränderungen sich manifestierende Bedeutung der Gegenwart. An dieser Stelle ist es das Vorhandensein der Welt einzig und allein in dem Moment des gegenwärtigen Geschehens. Es ist erneut die Bedeutung der Gegenwart, über die Herrndorf in Hinblick auf das Buch *Jane Eyre* ein paar Tage später in seinen Blog schreibt und welche er als eben dieselbe Empfindung beschreibt, welche er ein paar Tage zuvor C. versucht hat mitzuteilen: „die Welt als einen Abgrund mit nur einem einzigen Halt [zu begreifen; Anm. MW]: der Gegenwart“ (Herrndorf 2015, 58). Die Gegenwart wird in diesen Zeilen als haltgebend beschrieben, als etwas, woran man sich stützen und aufrichten kann. Für Herrndorf ist es die Gegenwart, welche ihm Sicherheit gibt, an welcher er sich festhält.

Der Eintrag vom 29.3.2011 dokumentiert abermals die Auseinandersetzung Herrndorfs mit seinem Tod beziehungsweise die sich von ihm als Antwort herauskristallisierende Möglichkeit der Selbsttötung und das damit einhergehende Gefühl von Selbstermächtigung: „Ich weiß wie, ich weiß, wo, nur das Wann ist unklar. Aber dass ich zwei der Kategorien kontrolliere und die Natur nur eine - ein letzter Triumph des Geistes über das Gemüse“ (Herrndorf 2015, 198). Der Autor stellt hier die zwei Instanzen von Ich und Natur gegenüber und beschreibt die mit der Möglichkeit der Selbsttötung einhergehende *Machtverschiebung* als erlebte *Machtaneignung*: Es ist der Autor, welcher das Wie und das Wo seines Sterbens selbst bestimmt; die Natur im Sinne seines Leib-seins lege nur die Kategorie des Wann fest. Erneut lässt sich hier das Menschenbild Herrndorfs als ein vernünftiges, sich seines Geistes bedienendes bestimmen, welches ganz klar dem Leib-sein untergeordnet ist und dem daraus resultierenden Bestreben, das eigene Leib-sein mittels Vernunft zu kontrollieren.

Auch an anderer Stelle zeigt sich dieses, den Menschen primär als rationales Wesen denkendes Menschenbild:

„Seltsame Körperteile: Alle paar Jahre fällt mir auf, dass ich Kniekehlen habe. Als Kind, als ich noch kurze Hosen trug und im Sommer braungebrannt war, sah ich sie öfter, schlanke, konkave Gebilde zwischen gespannten Sehnen. Als Erwachsener dann nur noch selten und meistens zufällig einmal im Spiegel, jedes Mal erstaunt, dass sie mich nach all den Jahren noch immer begleiten. Die Erkenntnis, dass mein eigener Körper zu meiner Vorstellung von Ich nicht dazugehört“ (Herrndorf 2015, 162).

Herrndorf bezeichnet hier seine Vorstellung von Ich als nicht körpergebunden: Sein Menschenbild entspricht eher der Vorstellung eines rationalen Menschen, welcher sich durch den Gebrauch seines Geistes, seiner Vernunft auszeichnet und weniger über das Erleben seines Leib-Seins.

Die Einbrüche in Herrndorfs Ordnung zeigen sich zunehmend in Form von epileptischen Anfällen, wie dies beispielsweise im Folgenden zu lesen ist:

„Am Tisch flackert das Teelicht, ich frage: Was ist das für eine Helligkeit? Meine Mutter bittet meinen Vater, das Licht zu löschen. Speichel sprudelt aus meinem Mund, die Sitzordnung am Tisch hat sich spiegelverkehrt. Ich stelle mich an die Böschung. Ich möchte etwas sagen und kann es nicht. Ich denke darüber nach, was ich sagen will, und weiß es nicht. (...) Meine Mutter sagt Epilepsie, ich streite es innerlich ab. Die Panik jetzt das größere Problem. Ich will ans Meer, und ich will allein. Mein Vater kommt hinterher. Die Häuser stehen auf der falschen Seite. (...) Zurück im Haus esse ich mit großem Hunger. Immer noch kann ich nicht sprechen. Ich denke, vielleicht fällt es nicht auf. Ein Mensch, der wortlos isst. Scham das vorherrschende Gefühl, Verwirrung. (...) Stiller Spaziergang mit Mutter die Uferpromenade lang. Nun erste Worte. Vom Teelicht bis hierhin etwa eine halbe Stunde“ (Herrndorf 2015, 222f).

Der Autor beschreibt hier Veränderungen der Wahrnehmung, Veränderungen in seiner Ordnung sowie Einbrüche in seine leiblich verfasste Ordnung, welche er nicht einordnen kann („*Verwirrung*“) und über welche er keinerlei Kontrolle hat („*Ich möchte etwas sagen und kann es nicht*“).

Auch folgende Einträge zeigen Einbrüche in eine Ordnung in Form von epileptischen Anfällen:

„Mit Joachim und Marek am See, dann im Bootshaus. (...) Draußen läuft Musik, Seventies, ein Hall auf der Chorstimme. Der Hall liegt plötzlich auch auf meiner Stimme. Ich will die anderen fragen, ob sie das auch hören, kann aber vor Angst nicht sprechen. Maximal eine Silbe, dann Hall, dann Abbruch. Ich halte meine Hände nach vorn. Ich nehme ein Tavor. Marek führt mich fort von den fatalen Melodien. Im Park höre ich die Stimmen der Leute, die nah und fern rund um den See sitzen, aber ich kann niemanden sehen. Sind überhaupt Leute da?

Pantomimisch deute ich an, dass ich ein Notizheft und einen Stift brauche. Auf den eilig herbeigeholten Block schreibe ich: ‚Ich habe einen epileptischen Anfall habe ich ~~den einen~~ bekommen. Du musst dich nichts damit angekommen. letzten Mal war es 20-30 minuten. Ich kann nicht sprechen an.‘ Grammatik zerschossen, Schriftbild normal.

Marek hält meine Hand. Ich deute an, dass das Schlottern meiner Beine kein Teil der Epilepsie, lediglich Folge der Angst ist. Nach einer knappen Viertelstunde ist es vorbei. Für mein Zeitgefühl drei Minuten. Teilamnesie“ (Herrndorf 2015, 229).

„Spanische Jugendliche am Plötzensee werfen sich einen Ball zu, immer die gleichen Rufe und Antworten. Plötzlich höre ich sie, bevor sie rufen, plötzlich sind sie in meinem Kopf, plötzlich kann ich spanisch. Ich wage nicht zu testen, ob ich noch reden kann. (...) Ich sehe auf die Uhr. Ich drehe mich vom Rücken auf den Bauch. Nach ein paar Minuten ist der Spuk vorbei.

Dann baden, schieß auf den Anfall. Mein Leben“ (Herrndorf 2015, 230f).

Diese Anfälle sind insbesondere von Veränderungen der Wahrnehmung gekennzeichnet: Ungewohnte Sinneseindrücke wie die hier beschriebene veränderte akustische Wahrnehmung, Sprachstörungen sowie ein Gefühl der Angst und Panik. Es handelt sich um Einbrüche in Form eines leiblichen Geschehens, dessen sich der Autor nicht bemächtigen kann. Die Reaktion des Autors („*schieß auf den Anfall. Mein Leben*“) am Ende des Anfalls zeigt erneut sein großes Bedürfnis nach Selbstbestimmung, wenn er dem Anfall sozusagen seine Berechtigung abspricht und seine Handlungsfähigkeiten in den Vordergrund rückt.

Nach einem erneuten Besuch bei einem von Herrndorfs Ärzten wird bei dem Autor ein abermaliges Wachstum des Glioblastoms an der alten Operationsnarbe festgestellt.

„Vorherrschendes Gefühl: Erleichterung. Endlich Klarheit. Der Feind tritt aus der Deckung, letzte Materialschlacht. Die Statistik gibt sechs Monate ab Rezidiv. (...)

Zu Hause an den Rechner: Arbeit. Maximal noch drei Tage, dann bin ich mit allen Korrekturen durch“ (Herrndorf 2015, 246).

Herrndorf bezeichnet hier die Krankheit, das Fremde, welches in seine Ordnung einbricht als Feind, welcher durch die Diagnose gezwungen wird, sich zu zeigen. Dieses Sich-Zeigen des Feindes geht einher mit einem Gefühl von Gewissheit und Klarheit. An dieser Stelle sehr passend erscheint mir das eingangs angeführte Zitat Canettis: „Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes. Man will sehen, was nach einem greift, man will es erkennen oder zumindest einreihen können“ (Canetti 1997, 13). In beiden Ausführungen zeigt sich der Wunsch nach Klarheit und Gewissheit, das Bedürfnis das Fremde innerhalb einer gewissen Ordnung zu verorten und es interpretieren zu können. Es ist dieses Sich-Zeigen des Feindes bei Herrndorf – in gewisser Weise eine erneute Herstellung von Ordnung – welche mit einem Gefühl der Erleichterung einhergeht. Auch seine Reaktion auf dieses Widerfahrnis ist, wie schon oft zuvor, geprägt von Aktivität: Er verharrt nicht in einem Zustand des Getroffen-Seins, sondern setzt sich ein Ziel, gibt eine Antwort, welche Arbeit lautet.

Erneut zeigt sich im folgendem Eintrag vom 17.8.2011 Herrndorfs Bedürfnis nach Selbstermächtigung: Dem Gefühl der Ohnmacht vor dem Tod etwas entgegenzustellen:

„Ich schlafe mit der Waffe in der Faust, ein sicherer Halt, als habe jemand einen Griff an die Realität geschraubt“ (Herrndorf 2015, 247). Der Revolver dient hier in gewisser Weise als Vergewisserung der eigenen Handlungsfähigkeit, welche Herrndorf ein Gefühl der Sicherheit (zurück)gibt. Weiter beschreibt der Autor die Waffe als Mittel, einen Zugang zur Wirklichkeit herstellen zu können oder vielmehr sich mittels des Revolvers einer gewissen Realität

bemächtigen zu können. Es handelt sich hierbei um die Realität eines möglichen Suizides, welche der Autor als Rückgewinnung seiner Eigenmächtigkeit erlebt.

Dieser Wunsch des Autors, die Realität in gewisser Weise zu *kontrollieren* lässt sich auch in folgenden Zeilen wiederfinden:

„[D]er berufsbedingt ununterdrückbare Impuls, dem Leben wie einem Roman zu Leibe zu rücken, die sich im Akt des Schreibens immer wieder einstellende, das Weiterleben enorm erleichternde, falsche und nur im Text richtige Vorstellung, die Fäden in der Hand zu halten und das seit langem bekannte und im Kopf ständig schon vor- und ausformulierte Ende selbst bestimmen und den tragischen Helden mit wohlgesetzten, naturnotwendigen, fröhlichen Worten in den Abgrund stürzen zu dürfen wie gewohnt“ (Herrndorf 2015, 292).

An dieser Stelle beschreibt Herrndorf sein (nicht zuletzt durch das Widerfahrnis der Krankheit entstandene) Bedürfnis zu schreiben, welches ihm hier im Sinne einer Fiktionalisierung der Realität eine Kontrolle über sein Leben zurückgibt. Es gelingt ihm, dem Scheitern seiner Lebenswelt, seiner gewohnten Ordnung durch den Akt des Schreibens *zu Leibe zu rücken* und eine selbstbestimmte (fiktive) Ordnung herzustellen: Die *Herrschaft* über das eigene Leben schreibend zurückzugewinnen.

Im Sinne Waldenfels kann hier von einer produktiven Antwort auf das Widerfahrnis der Krankheit gesprochen werden: Der Akt des Schreibens als Reaktion auf das Pathos, welche bei diesem seinen Ausgangspunkt nimmt, im Rahmen des Eigenen seinen Widerhall findet und hier in gewisser Weise beantwortet wird. Die Antwort, welche der Autor (hier schreibend) gibt, stellt eine Beschäftigung mit dem Widerfahrnis der Krankheit dar, lässt Herrndorf nicht in einem Zustand der Passivität zurück, sondern gibt dem Autor ein Gefühl der Eigenmächtigkeit zurück (und es gelingt hier womöglich ein Stück weit eine Aussöhnung mit dem Trauma des Widerfahrnisses wie dies Kapust (2012) in ihrem Text darlegt).

Die Einbrüche der Krankheit in Herrndorfs Lebenswelt und die damit einhergehende Bewusstwerdung seines bevorstehenden Todes führen bei dem Autor zu einer veränderten Bedeutung von Zeit, wie sich dies in folgendem Blog-Eintrag nachempfinden lässt:

„Die Zeitspanne, in der ich in die Zukunft denke, oft keine zehn Sekunden mehr, teilweise regrediert auf den Gemütszustand eines Fünfjährigen. (...) Da fahre ich mit dem Fahrrad das Nordufer entlang und freue mich wie wahnsinnig über Bäume und Autos und Licht. Dann taucht am Ende der Straße eine Kreuzung auf – und dann? Oh, ein neuer Weg! Neue Bäume, neue Autos, neues Licht, welche Freude! Weitere zehn Sekunden bis zur BEHALA Westhafen – und dann? Was kommt dann? Und so geht das Schritt für Schritt“ (Herrndorf 2015, 259).

Die Zeit, welche im Erleben des Autors zunehmend Bedeutung erlangt ist jene der Gegenwart. Das gegenwärtige Geschehen steht im Mittelpunkt der Wahrnehmung und mit ihr kehrt die Freude der Kindheit sowie die Spontaneität wieder verstärkt in Herrndorfs Leben.

Neben der Bedeutung der Gegenwart ist es auch das Soziale, welches für den Autor durch die Begegnung mit dem Fremden verstärkt an Gewicht gewinnt:

„Ein schattenhafter, unwirklicher Tag. Sonne von morgens bis abends, Fahrt zum See. Die Bäume ändern ihre Farbe, die Dinge sind wie keine Dinge. Tex wollte kommen und schwimmen, aber Tex kommt nicht. Dann habe ich zu lange gewartet und schwimme auch nicht. Im Deichgraf zwischen Lars und Cornelius fühle ich mich wie ein Mensch, und auf dem Weg nach Hause wieder wie ein Schatten. Neben C. liegend wie ein Mensch, und als sie geht: ein Schatten“ (Herrndorf 2015, 313).

Die schattenhafte Existenz, wie der Autor sie an dieser Stelle beschreibt, lässt sich vor dem Hintergrund immer wieder auftretender Zustände von Derealisation und Depersonalisation lesen, welche in Zusammenhang mit Herrndorfs epileptischen Anfällen und den damit verbundenen Ängsten stehen. Die sozialen Kontakte lassen Herrndorf sich selbst spüren und mindern seine Angst, wodurch seine schattenhafte Existenz (vorübergehend) beendet werden kann. Es ist hier der zwischenmenschliche Kontakt, welche dem Autor jene Sicherheit gibt, um sich wieder als *Mensch* spüren und dem Einbruch des Fremden begegnen zu können.

Eine weitere Operation wird von dem Autor mit den Worten „Freue mich auf die OP, Hauptsache, Entscheidung“ (Herrndorf 2015, 341) dokumentiert. Es ist hier erneut der Aspekt der Gewissheit, welche für Herrndorf als ordnungsstiftendes Moment in Erscheinung tritt.

Das letzte Lebensjahr Herrndorfs ist gezeichnet von einer Zunahme an Einbrüchen in seine Lebenswelt: Sich häufende epileptische Anfälle, zunehmende Ausfälle im Gesichtsfeld sowie ein sich verstärkender Orientierungsverlust:

„3.10. 2012 21:55

Sehr epileptischer Tag. Jedes Geräusch hallt als Wort und Brei aus Silben wider in meinem Hirn, das vergeblich den Sinn darin enträtseln will. Arbeit unmöglich“ (Herrndorf 2015, 360).

„29.10. 2012 15:35

Meine Gedanken werden zunehmend laut in mir, in allen Geräuschen schwimmen Silben und Sätze. Der gleichmäßige Atem C.s schwillt an wie Meeresbrandung und treibt mich auf, zwischen sich selbst sagenden Sätzen und Sprachverlust, zwischen innerer Stimme und Epilepsie ist kaum noch ein Unterschied“ (Herrndorf 2015, 366).

„26.3.2013 10:38

Brauche immer mehrere Versuche, um die Hausschuhe anzuziehen. Könnte natürlich L und R auf die Sohlen schreiben, um das grausame Spiel abzukürzen. Aber es ist halt auch eine Herausforderung, den Morgen mit einem IQ-Test zu beginnen“ (Herrndorf 2015, 393).

Auf diese Erschütterungen seiner Lebenswelt reagiert der Autor mit Arbeit: Es ist das Schreiben als solches, welches es ihm ermöglicht sein Leben unter veränderten Bedingungen weiterzuführen:

„Weiter psychotisch, weiter keine Arbeit, was praktisch dasselbe ist. Zutiefst erschöpft, aber zurück ins Bett kann ich nicht. Im Liegen zucken die Beine wild, der ganze Körper, keine Epilepsie, keine Aura, keine Sprachblockade, einfach nur Panik. (...) Am Telefon mit C. entschieden, ich müsse weiterarbeiten, denn nur Arbeit hilft“ (Herrndorf 2015, 392).

Die letzten Monate Herrndorfs sind geprägt von einem zunehmenden Sprachverfall, wie dies insbesondere folgende Blogbeiträge dokumentieren:

„23.4. 2013 16:09

Immer mühsamer das Sprechen. Satzteile finden nicht von selbst zueinander, ich benutze falsche Worte, ich umschreibe, was ich sagen will, Beim Schreiben hilft Google“ (Herrndorf 2015, 407).

„21.5. 2013

Dramatischer Sprachverfall. Unklar, ob die Worte schon schwinden, oder ob nur Stress. (...)

Jeden Satz im Blog mit größter Mühe zusammengeschaubt. Freunde korrigieren. Mein häufigster Satz in Unterhaltungen: Was ist, was ich sagen will, nicht das, das andere Wort, das ohne mit dem, so was Ähnliches, das, ja, nein, lateinische Wurzel, ja –“ (Herrndorf 2015, 410f).

„seit vielen Tagen keine Sprache mehr, Arbeit am Text reiner Unsinn, Worte, Fehler, Suche, Hilfe, Trauer, Sprache mündlich gar nicht. Stimme, Stimmen, Epilepsie von Panik alles nicht unterscheidbar. Dann ist Land wieder da, dann sinke ich zurück, ein Riesenirrsinn, jeden Tag, jeder Tag.

In C.s Gegenwart aushaltbar“ (Herrndorf 2015, 412).

Die vorausgehenden Einträge aus Herrndorfs Blog dokumentieren den Einbruch in das Sprech- und Schreibvermögen des Autors: Worte finden nicht mehr zueinander, verlieren ihre Sinnhaftigkeit und sind gezeichnet von dem Verlust einer vertrauten (sinnvollen) Ordnung. Der Autor beschreibt das Erleben dieser verschobenen Ordnung als unerträglich – zu bewältigen einzig durch die Anwesenheit C.s. Durch den sozialen Kontakt gelingt es ihm, dem (nahezu absoluten) Scheitern seiner Lebenswelt – hier seinem Sprechvermögen – zu begegnen.

Am 15.7.2013, ein gutes Monat vor Herrndorfs Suizid, lässt sich folgender Eintrag in seinem Blog lesen:

„15.7. 2013 23:12

Niemand kommt an mich heran
bis an die Stunde meines Todes.

Und auch dann wird niemand kommen.

Nichts wird kommen, und es ist in meiner Hand“ (Herrndorf 2015, 420).

Diese Zeilen geben einen Hinweis auf die Vorstellung Herrndorfs seines Lebens vor beziehungsweise nach dem Tod: Einerseits das große Bedürfnis nach Selbstbestimmung seines Lebens und auch seines Todes sowie der Nicht-Glaube an eine Weiterexistenz nach dem Tod. In gewisser Weise lässt sich dieses Bestehen auf Autonomie auch als Antwort auf die Krankheit als Pathos lesen: Erwidert wird der durch den Einbruch der Krankheit verschobenen Ordnung mit der Betonung von Selbstbestimmung. Eine Rückgewinnung an Handlungsmacht, welche bei den Einbrüchen der Krankheit ihren Anfang nimmt und rückwirkend durch den Einbruch des Fremden eigene Formen des Ausdrucks sucht und auch findet.

Der Einbruch des Fremden in Herrndorfs Sprech- und Schreibvermögen zeigt sich zunehmend auch in seinen Blogeinträgen wie beispielsweise in jenem des 2.8.2013:

„4.8. 2013 14:51

Ich kann nichts schreiben, nicht lesen, kein Wort.

Ich will spazieren. Wo will ich hin. Den ganzen Winter habe ich's gefunden“ (Herrndorf 2015, 424).

Insbesondere der letzte Satz ist von einer verschobenen Ordnung gekennzeichnet, welcher in der Publikation mit folgender Fußnote versehen ist: „Laut mündlicher Erläuterung des Autors ist damit der von ihm ausgewählte Sterbeort am Hohenzollernkanal gemeint“ (Herrndorf 2015, 441f).

Der letzte Eintrag Herrndorfs am 20.8.2013 enthält ausschließlich den Namen „Almut“ (Herrndorf 2015, 425) und bezieht sich auf die kurz zuvor an Krebs verstorbene Berliner Musikerin und Autorin Almut Klotz, welche zu Herrndorfs Bekanntenkreis gezählt werden kann (Michalzik 2013, [4]).

Im Nachwort des Blogs ist folgender Nachtrag zu lesen:

„Am Montag, den 26. August gegen 23:15 schoss er sich am Ufer des Hohenzollernkanals mit einem Revolver in den Kopf. (...) Es dürfte einer der letzten Tage gewesen sein, an denen er [motorisch; Anm. MW] noch zu der Tat imstande war“ (Herrndorf 2015, 445).

Der Suizid als solcher lässt sich durchaus als letzte produktive Antwort auf das ihn widerfahrene Pathos lesen: Als ein Akt der Selbstbestimmung, als Reaktion auf die Krankheit im Rahmen des Eigenen zum Ausdruck gebracht.

An dieser Stelle wird nun vor dem Hintergrund der vorangegangenen Interpretation versucht, Einbrüche des Fremden in Herrndorfs Lebenswelt und die vom Autor gegebenen Antworten in verdichteter Form nachzuzeichnen, wobei es gilt sich bewusst zu halten, dass die gegebenen Antworten stets in Zusammenhang mit den Einbrüchen des Fremden zu denken sind und sich als solche nur kategorisch voneinander trennen lassen.

5.2.1 Verdichtungen

5.2.1.1 Das Scheitern einer Ordnung – der Einbruch des Fremden

Das Fremde lässt sich im Rahmen bisheriger Überlegungen als Einbruch einer tödlichen Krankheit beschreiben, welche in die Ordnung beziehungsweise in die Lebenswelt des autobiographischen Ich Herrndorfs einbricht und sich seinem Zugriff entzieht. Das Fremde taucht hier auf als Fremdes in ihm selbst: Als eine leibhaftige Anwesenheit des Fremden, welche sich nicht greifen und nicht klar bestimmen lässt. Die Krankheit zeigt sich als ein Getroffen-Sein, welches die Ordnung Herrndorfs übersteigt, ihn jedoch gleichzeitig zu einer Reaktion beziehungsweise zu bestimmten Handlungen herausfordert. Das Scheitern wird hier zunächst als ein passives Geschehen aufgefasst, als ein Widerfahrnis, welches Herrndorf trifft und dies ohne sein Zutun. Es handelt sich dabei – ganz im Sinne Waldenfels – um einen passiven Akt des Erleidens. Die Antworten, welche Herrndorf setzt, sind jedoch im Gegenzug aktive. Diese werden in der vorliegenden Arbeit als Bildungsprozesse gedacht, welche ihren Ausgangspunkt im Pathos und in eben dem Erleiden dieses Widerfahrnisses nehmen, jedoch zu einer aktiven Form des Antwortens herausfordern.

Die Krankheit lässt sich im Sinne Waldenfels‘ (2002 u.a.) als ein *Getroffen-Sein* beschreiben, welches Aspekte von Verletzung und Gewaltamkeit in sich trägt; als ein Widerfahrnis, „das den normalen Gang der Dinge verläßt, in gewohnte Lebensweisen eindringt, gängige

Verhaltensweisen in Frage stellt und eine bestimmte Integrität antastet“ (Waldenfels 2002, 62). Der Aspekt des Widrigen bewegt sich dabei stets an der Grenze zwischen Widerfahrnis und Überkommnis: Als Schwanken zwischen Aspekten des Antwortens und jenen des Überwältigt-Werdens, wobei in letzterem die Handlungsfähigkeit vorübergehend abhandenkommt.

Die Krankheit zeigt sich nicht zuletzt in Form von leiblichen Symptomen im Sinne *ich-fremder Spuren*, auf welche der Autor reagieren muss. Dieser Einbruch trifft Herrndorf unerwartet und unvorbereitet und die Reaktionen, welche er gibt, nehmen ihre Anfänge bei diesen fremden Spuren (in seinem Selbst). Mit Bernet (2001 zit. n. Kapust 2012, 106f.) lässt sich in diesem Zusammenhang von einem Zwiegespräch von Eigenem und Anderem sprechen, bei welchem diese abwechselnd die Bühne betreten. In dem Akt des Antwortens liege demnach die Möglichkeit, dem Widerfahrnis zu begegnen; es zu bewältigen. In welcher Form Herrndorf durch die Krankheit zu Antworten herausgefordert wird und damit von einem Patienten zu einem Respondenten wird, wird nun in den folgenden Verdichtungen zusammengefasst.

5.2.1.2 Antworten auf das Pathos

Herrndorf schwankt in seinem Getroffen-werden und der Möglichkeit beziehungsweise Notwendigkeit zu antworten zwischen Patient und Respondent und wird mit jeder Antwort, welche er gibt, erneut zum Respondenten, welcher sich mit dem Einbruch der Krankheit auseinandersetzt, ihr etwas entgegensetzt oder sich vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grad mit ihr aussöhnt.

Der Passivität des Erleidens der Krankheit wird insbesondere der Entschluss zu Tätigkeit entgegengesetzt. Herrndorf antwortet auf den Einbruch der Krankheit demnach mit der Verrichtung von Arbeit, welche sein Leben strukturiert und so kann diese – im Sinne einer Verdichtung – als klare Antwort auf das Pathos gelesen werden.

5.2.1.2.1 Arbeit beziehungsweise das Schreiben als Antwort

Im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Schreibens lässt sich sowohl das Fertigstellen seiner Bücher *Tschick* (2015) und *Sand* (2012) sowie das Schreiben des Blogs *Arbeit und Struktur* (2015) als Antwort lesen. Im Gegensatz zu anderen autobiographischen Tagebüchern, welche

ebenfalls die Diagnose Krebs und mit ihm unausweichlich die Thematik des Todes behandeln²², stellt die Krankheit bei Herrndorf nicht allein Anlass für die Erstellung des Blogs dar, sondern kann darüber hinaus als Beweggrund gelesen werden, an seinen bereits begonnen Büchern weiterzuarbeiten (Burk 2015, 85).

5.2.1.2.1.1 Fertigstellen der Bücher *Tschick* und *Sand*

Marcus Gärtner und Kathrin Passig schreiben im Nachwort von Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur* (2015):

„Nachdem Wolfgang Herrndorf im Februar 2010 erfahren hatte, dass er nicht mehr lange leben würde, beschloss er, die ihm bleibende Zeit mit Arbeit zu füllen. Gemeint war damit das Schreiben von Romanen. Der Plan erwies sich als hilfreich: ‚Am besten geht’s mir, wenn ich arbeite‘ (19.4.2010). Und er trug Früchte. Herrndorf entwickelte eine Produktivität, die man vorher an ihm nicht gekannt hatte. Binnen weniger Monate war ‚Tschick‘ vollendet, ein weiteres Jahr später der fast 500 Seiten umfassende Roman ‚Sand‘.

Diese Leistung ist nur zu einem kleinen Teil den im Blog beschriebenen manischen Phasen zu verdanken. In beiden Büchern steckten zum Zeitpunkt der Diagnose schon mehrere Jahre Arbeit. Herrndorfs Schreiben beschleunigte sich vor allem, weil er schnellere Entscheidungen traf, anstatt wie früher monatelang Varianten jedes Satzes durchzuprobieren“ (Herrndorf 2015, 443).

Die Krankheit als solche entlockt oder zwingt Herrndorf vielmehr zu einer produktiven, fast schon besessen Form zu arbeiten. Geschrieben hat der Autor stets, jedoch galt es, die Schwierigkeit etwas fertig zu stellen zu überwinden und dies gelang ihm wohl nicht zuletzt durch das „Überbordwerfen von Skrupeln im Angesicht des Todes“ (Bartels 2013, [3]).

Neben dem Fertigstellen seiner bereits begonnenen Bücher *Tschick* (2015) und *Sand* (2012) ist es insbesondere das Schreiben des autobiographischen Blogs, welches sich als unmittelbare Antwort auf den Einbruch der Krankheit lesen lässt. Eine Antwort, welche durch das Pathos entsteht und bei diesem seinen Anfang nimmt; eine Reaktion auf sowie eine Auseinandersetzung mit eben diesem Einbruch der Krankheit.

²² Zu nennen sind hier neben vielen anderen beispielsweise Christoph Schlingensiefels Werk *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein. Tagebuch einer Krebserkrankung* (2009) oder auch Fritz Zorns Buch *Mars* (1977) (Burk 2015, 85).

5.2.1.2.1.2 Schreiben des Blogs *Arbeit und Struktur*

Das Schreiben des Blogs, welcher zunächst nur für Freund_innen Herrndorfs bestimmt war, schafft für den Autor einen Möglichkeitsraum, innerhalb dessen er Gedanken an und die Angst vor dem Tod ein Stück weit auf Distanz halten sowie der durch den Einbruch der Krankheit in sein Leben getretenen Unordnung das strukturierende Moment der Arbeit entgegensetzen kann. Das Schreiben kann in gewisser Weise als Strategie gesehen werden, als „ein sehr fragiles, philosophisch fragwürdiges System, (...) innerhalb dessen ich keine Angst habe vor dem Tod“ (Herrndorf 2015, 121). (Burk 2015, 90f).

Das Schreiben des Blogs kann hier ganz im Sinne einer Antwort auf den Anspruch des Fremden gedacht werden. Vor dem Hintergrund Waldenfels' Überlegungen lässt sich die Krankheit, welche Herrndorf widerfährt als Pathos begreifen: Als Überkommnis; als Einbruch in sein Leben, welcher seine Ordnung übersteigt. Erst nachträglich, d.i. hier in den von Herrndorf gegebenen Antworten auf die Erfahrung des Fremden – und insbesondere in jener Antwort des Verfassens seines Blogs – zeigt sich eben dieses Pathos:

„Das Geschehen, in dem wir von etwas getroffen werden, sowie jenes Geschehen, in dem wir auf etwas antworten, gehören zu den Hintergründen eines Geschehen, in dem etwas als etwas auftritt; insofern ist es selbst kein Etwas, außer im Rückblick oder in einer nachträglichen Beschreibung“ (Waldenfels 2002, 99).

Diese nachträgliche Beschreibung ermöglicht es Herrndorf, eine Antwort auf das Pathos zu geben, schreibend eine neue Ordnung (wieder)herzustellen. In diesem Zusammenhang kann auf Micha Brumlik (2005, 128) verwiesen werden, welcher in dem autobiographischen Roman eine Möglichkeit sieht, „sich durchs Schreiben von dieser Geschichten [sic] zu lösen, sie schreibend durchzuarbeiten, um ihr damit die Macht, die sie über sein Leben haben [sic], zu nehmen“.

Das Schreiben des Blogs trägt darüber hinaus Aspekte einer Fiktionalisierung der Realität in sich und mit ihr steht der Versuch, sich einer gewissen Realität selbst bemächtigen zu können im Fokus.

5.2.1.2.2 Fiktionalisierung der Realität als Möglichkeit, *Herr im Haus zu sein*

Im Sinne Waldenfels' kann das Schreiben Herrndorfs als Herstellung einer neuen – durch das Widerfahrnis irritierten – Ordnung gelesen werden, welche ihren Anfang bei dem Einbruch des Fremden nimmt. Es handelt sich dabei um eine fiktive, durch das Pathos hervorgebrachte

Ordnung, in welcher sich der Autor als selbstmächtig erfährt und dem Erleiden durch die Krankheit eine produktive Antwort entgegensetzt.

Die Erzählung des Blogs schwankt dabei zwischen wirklichkeitsgetreuem Text, da der Autor und das Ich des Textes in eine Identität zusammenfallen und Fiktion, wie dies – so Burk (2015, 88) – beispielsweise an jener Stelle ersichtlich werde, an welcher Herrndorf am Ende der Rückblende bereits einen Text thematisiere, welcher erst nachträglich entstanden sei. Dieses Oszillieren zeigt sich auch in folgendem Blog-Eintrag, in welchem sich die Überschneidungen von Leben und Roman nachzeichnen lassen:

„Ich erfinde nichts, ist alles, was ich sagen kann. Ich sammle, ich ordne, ich lasse aus. Oft erst im Nachhinein im Überschwang spontaner Selbstdramatisierung erkennbar falsch und ungenau Beschriebenes wird neu beschrieben, Adjektive getauscht, neu Erinnerung ergänzt. Aber nichts erfunden. Das Gefasel von der Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses und der Unzulänglichkeit der Sprache spar ich mir, allein der berufsbedingt ununterdrückbare Impuls, dem Leben wie einem Roman zu Leibe zu rücken, die sich im Akt des Schreibens immer wieder einstellende, das Weiterleben enorm erleichternde, falsche und nur im Text richtige Vorstellung, die Fäden in der Hand zu halten und das seit langem bekannte und im Kopf ständig schon vor- und ausformulierte Ende selbst bestimmen und den tragischen Helden mit wohlgesetzten, naturnotwendigen, fröhlichen Worten in den Abgrund stürzen zu dürfen wie gewohnt –“ (Herrndorf 2015, 292).

In diesen Zeilen mischen sich Realität und Fiktion: Der Erzähler und zugleich autobiographisches Ich distanziert sich hier von seiner eigenen *Geschichte*, *entgrenzt* sich, um die irritierte Ordnung wiederherstellen und „die Fäden in der Hand“ (ibid.) halten zu können. „Die eigene Geschichte wird durch das Erzählen von sich selbst auf fiktionaler Ebene abstrahiert“ schreibt Burk (2015, 89) in diesem Zusammenhang. Herrndorf nutzt hier die Möglichkeit, sich schreibend von seiner eigenen Geschichte zu lösen, „dem Leben wie einem Roman zu Leibe zu rücken“ (Herrndorf 2015, 292) und in diesem Rahmen ein Gefühl der Eigenmächtigkeit (zurück) zu erlangen.

Herrndorfs Bedürfnis nach Selbstbestimmung zeigt sich darüber hinaus in verschiedenen Versuchen, sich mittels Imagination die *Vormachtstellung* in seinem Leben zurückzuholen: Wieder Herr im eigenen Haus zu sein. Davon zeugt beispielsweise die *Arbeit mit Bildern*: Die Walther PPK, welche Herrndorf in seinem Kopf installiert, um Gefühle der Angst bildlich zu erschließen und so das Empfinden der Todesangst zu kontrollieren. „Ich schlafe mit der Waffe in der Faust, ein sicherer Halt, als habe jemand einen Griff an die Realität geschraubt“ (Herrndorf 2015, 247). Der Griff des Revolvers scheint hier eine Möglichkeit zu sein,

gewissermaßen den Gang des Lebens *in der Hand zu haben* (Burk 2015, 89). Diese *Imagination* kann als Antwort auf die mit der Krankheit einhergehenden Angst vor dem Tod gelesen werden.

Am Ende des Blogs löst die Realität letztlich die Fiktion ab, wenn die Nachricht über die Selbsttötung Herrndorfs zu lesen ist. Das Gefühl, Einfluss auf das eigene Leben nehmen zu können, selbstbestimmt leben und auch sterben zu können, zeigt sich hier in seiner letzter Reaktion auf die Krankheit: seinem Suizid. Der Suizid des Autors kann als selbstbestimmte, den Anspruch auf Autonomie erhebende Antwort auf den Einbruch der Krankheit und der damit zunehmend veränderten Ordnung seiner Lebenswelt aufgefasst werden.

Neben diesen von Herrndorf gegebenen produktiven Antworten durch den Einbruch der Krankheit in seine Realität finden sich in seinem autobiographischen Blog immer wieder Einträge, welche von *Überkommnissen* gekennzeichnet sind und dies in dem Sinn, dass das Scheitern von Herrndorfs Lebenswelt über seine Kräfte hinausgeht und er die widrigen Aspekte der ihn treffenden Widerfahrnisse kaum erträgt. In diesen Momenten ist dem Autor eine Antwort nicht möglich und eine bildungspraktische Positivierung (in Anlehnung an Koller) gelingt hier nicht.

5.2.1.3 Überkommnisse

Insbesondere Momente, in welchen sich das Sprach- und Ausdrucksvermögen Herrndorfs aufzulösen scheint beziehungsweise Zustände epileptischer Anfälle spiegeln diese widrigen Komponenten des Pathos wider. Dem Autor ist in solchen Momenten nur ein passives Geschehen-lassen, ein *Aushalten* möglich:

„Wieder höre ich Stimmen in meiner Straße, wieder brauche ich lange, um festzustellen, daß ich allein auf der Straße bin. Der nächste Passant hundert Meter weit weg. Diesmal alles auf Englisch. Keine richtigen Sätze, kann mir nichts merken, verstehe die Struktur nicht. Hall ferner Lieder. Setze mich mit dem Rücken gegen ein Haus und warte, bis es vorbei ist.

Die Welt löst sich auf“ (Herrndorf 2015, 232).

„[S]eit vielen Tagen keine Sprache mehr, Arbeit am Text reiner Unsinn, Worte, Fehler, Suche, Hilfe, Trauer, Sprache mündlich gar nicht. Stimme, Stimmen, Epilepsie von Panik alles nicht unterscheidbar. Dann ist Land wieder da, dann sinke ich zurück, ein Riesenirrsinn, jeden Tag, jeder Tag.

In C.s Gegenwart aushaltbar“ (Herrndorf 2015, 412).

Diese Einbrüche in Herrndorfs Sprech- und Schreibvermögen lassen den Autor ohne Antwort zurück: Er beschreibt das Erleben dieser verschobenen Ordnung als nahezu unerträglich – zu bewältigen einzig durch die Anwesenheit anderer. Durch den sozialen Kontakt gelingt es ihm, dieses (nahezu absolute) Scheitern seiner Lebenswelt zu bewältigen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich – insbesondere in zweierlei Hinsicht – von einer verschobenen beziehungsweise neuen Ordnung in der Lebenswelt des Autors sprechen, welche mit dem Beginn seiner Krankheit einhergeht.

5.2.1.4 Eröffnung einer neuen Ordnung

Diese Neuordnung seiner Lebenswelt zeigt sich einerseits in der Bedeutung der Gegenwart, dem Wert, welchen der Augenblick der momentanen Erfahrung in Herrndorfs Leben erfährt: Als Zuwendung zu den Dingen, seinen Mitmenschen sowie seiner Arbeit. In den Fokus wird der heutige Tag gestellt. Als Antwort auf die einbrechende Krankheit wählt Herrndorf die Absage an Pläne und die Zukunft sowie die Konzentration auf die Gegenwärtigkeit. Es scheint, dass ihm die Gegenwart Halt gibt, ihn aufrichtet und er sich an ihr festhalten kann. Es ist nicht zuletzt diese Konzentration auf das Moment als Versuch, *Herr der Lage* zu sein: In der Gegenwart erfährt sich Herrndorf als unantastbar, als unverletzlich und so scheint das gegenwärtige Geschehen für den Autor eine Art Schutzraum zu sein, in welcher die Krankheit nicht an ihn herankommt.

Andererseits kann von dem *wiedergefunden* Aspekt eines sozialen Eingebundenseins gesprochen werden, welcher im Zusammenhang mit der einbrechenden Krankheit erneut mehr Bedeutung erlangt: Herrndorf erfährt sich insbesondere in der Zeit der Diagnosestellung bis zu seinem Tod fest eingebunden in einen Freundeskreis, welcher ihm stets mit einem sensiblen „Gespür für Nähe und Distanz“ (Mangold 2013, [4]) zur Seite steht. Immer wieder sind es Momente der Unruhe, welche den Autor ergreifen, wenn er die Nähe seiner Freund_innen nicht spürt: Neben dem Aspekt der Gegenwärtigkeit der Erfahrung sind es insbesondere soziale Bindungen, welche Herrndorf ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit vermitteln.

6 Abschließende Bemerkungen

Die vorliegende Arbeit stellt den Versuch dar, das Phänomen des Scheiterns zu bearbeiten, welches insbesondere in der (bildungs-)wissenschaftlichen Theoriebildung einen *blinden Fleck* markiert. Als Hintergrundfolie, vor derer die Thematik des Scheiterns aufgespannt wird, dient das Konzept des Fremden, welches sich bereits bei Wilhelm von Humboldt in dem Gedanken einer Bildung des Menschen in Auseinandersetzung mit Anderem, Fremden finden lässt als auch später bei dem Philosophen Bernhard Waldenfels, wo es in einer radikaleren Form als das Übersteigen einer bestimmten Ordnung gedacht wird. Diese Aspekte von Fremdheit werden im Rahmen einer literarischen Auseinandersetzung an Wolfgang Herrndorfs autobiographischen Blog *Arbeit und Struktur* (2015) herangetragen und es wird der Frage nachgegangen, inwieweit in dem Blog ein Zusammenhang zwischen der Erfahrung des Scheiterns und Bildungsprozessen rekonstruiert werden kann.

Dazu wurde in der Arbeit in einem ersten Schritt insbesondere im Sinne Waldenfels' (2002 u.a.) nach Spuren eines radikal Fremden Ausschau gehalten, welche „einen bestehenden Sinnhorizont überschreite[n]“ (Waldenfels 2013, 37). Dieses radikal Fremde tritt dem Autor in Form einer terminalen Krankheit entgegen, bricht in seine Lebenswelt ein und bringt diese in ihrer bestehenden Art und Weise immer wieder zum Scheitern. Das Fremde taucht hier als Fremdes in ihm selbst auf: Als eine leibhaftige Anwesenheit, welche sich nicht greifen lässt. Die Krankheit zeigt sich als ein Getroffen-Sein, welches die Ordnung Herrndorfs übersteigt, ihn jedoch gleichzeitig zu einer Reaktion herausfordert. Die Erfahrung des Scheiterns seiner Lebenswelt wird hier zunächst als ein passives Geschehen aufgefasst, welches sich in Form von Widerfahrnissen zeigt und durchaus gewaltsame und verletzende Aspekte in sich trägt.

In einem zweiten Schritt wurden die Reaktionen Herrndorfs auf seine Krankheit beziehungsweise auf den Einbruch des Fremden analysiert und es wurde der Frage nachgegangen, inwieweit diese Reaktionen im Sinne Waldenfels' (2002 u.a.) als Antworten auf das ihm widerfahrende Pathos gelesen werden können. Unmittelbar damit verbunden ist die Frage, inwieweit sich diese Antworten als Bildungsmomente auffassen lassen.

Als Antwort, welche der Autor dem Einbruch seiner Krankheit entgegensetzt, lässt sich insbesondere Herrndorfs Entschluss zu Arbeit und somit zu Aktivität lesen: Sowohl das Fertigstellen seiner bereits begonnenen Bücher *Tschick* (2015) und *Sand* (2012) als auch das Schreiben seines autobiographischen Blogs *Arbeit und Struktur* (2015) lassen sich hier nennen. Durch das Verfassen des Blogs gelingt es Herrndorf, schreibend eine neue Ordnung herzustellen. Es handelt sich dabei um eine Fiktionalisierung seiner Realität, welche dem Autor

in gewisser Weise eine Kontrolle über sein Leben zurückgibt. Durch den Akt des Schreibens schafft er sich einen Möglichkeitsraum, innerhalb dessen er dem Scheitern seiner Lebenswelt *zu Leibe rückt*, eine selbstbestimmte Ordnung herstellt und die *Herrschaft* über das eigene Leben schreibend zurückgewinnt.

Dieser Aspekt der Selbstbestimmung nimmt bis zum Schluss eine bedeutende Stellung in Herrndorfs Leben ein und lässt sich als zentraler Faktor in seiner Lebenswelt begreifen. Neben dem Aspekt der Aktivität und dem Wunsch nach Autonomie sind es insbesondere Momente der Gegenwärtigkeit und des sozialen Eingebunden-Seins, welche für den Autor in Zusammenhang mit dem Scheitern seiner Lebenswelt an Bedeutung gewinnen.

Aus grundlagentheoretischer Perspektive kann die vorliegende Arbeit, welche ein *Antwortgeben* auf den Einbruch einer Krankheit zeigt, als Beitrag gesehen werden, Prozesse der Bildung unter dem Blickwinkel des Getroffen-Werdens und des Erleidens zu betrachten und so den Blick zu schärfen für jene Phänomene der Bildung, welche im Rahmen einer gewissen Negativität oder schmerzhafter Erfahrungen stattfinden.

Wird Bildung (und auch Lernen) gemeinhin oftmals als intellektueller Prozess aufgefasst und als Ort dieses Geschehens der Logos ausgemacht (Meyer-Drawe 2013, 68), galt es in der vorliegenden Arbeit, das *Durchmachen* von Erfahrungen, das Pathos, in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Es handelt sich hierbei um Widerfahrnisse, die jemandem – hier dem Autor Herrndorf – zustoßen und diesen nicht unverändert zurücklassen; um das Scheitern (einer Ordnung), welches sich vor allem in seiner passiven Form des Erleidens zeigt. Dieses nicht unverändert *Zurückgelassen-Werden* wurde in Hinblick auf die von Herrndorf auf das Pathos gegebenen Antworten beleuchtet: Die Antworten, welche der Autor seiner unheilbaren Krankheit entgegenstellt, sind von Aktivität und Handlungsfähigkeit gekennzeichnet. So werden diese Antworten in der vorliegenden Arbeit als Bildungsprozesse gelesen, die ihren Ursprung in einer gewissen Negativität haben. Bildungsprozesse werden in diesem Zusammenhang durchaus im Sinne Meyer-Drawes (2013 u.a.) als *Umlernen* verstanden: Als Veränderung der Erfahrung durch die Konfrontation mit dem Fremden; als „Irritation von gewohnten und vertrauten Strukturen“ (Westphal [2016], [12]). Insbesondere liegt der Fokus der Arbeit auf dem Versuch, sich mit Bernhard Waldenfels dem Begriff der Bildung zu nähern und Bildung als ein Anders-Werden aufzufassen – entstanden durch das Getroffen-Sein des Pathos, auf welches es gilt zu antworten.

Es gelingt in der vorliegenden Arbeit nicht immer die Erfahrung des Scheiterns ihres absoluten Charakters des *Zerschlagenen* nicht zu berauben, wenn nach einem möglichen Zusammenhang von Scheitern und Bildungsprozessen gefragt wird und somit der Aspekt der Entstehung von Neuem im Vordergrund steht. Der Gewinn dieser Arbeit kann darin gesehen werden, dass sie einen Beitrag liefert, Bildungsprozesse vor dem Hintergrund einer Negativität aufzuspannen und diese zwischen Passivität und Aktivität schwankend zu verorten. Bildungsprozesse finden hier ihren Ursprung in einem Akt des Erleidens, des Getroffen-seins und fordern durch dieses zu Reaktionen auf. Die gegebenen Antworten Herrndorfs lassen darauf schließen, dass sie durch eben diesen Akt des Getroffen-seins herausgefordert wurden; sich dadurch konstituieren konnten.

Literatur

- o.A. (2015): Bio/Bibliographie. In: Klappert, A. (Hrsg.): Wolfgang Herrndorf. VDG: Weimar, 260-274
- Baacke, D., Schulze, T. (1979): Vorwort der Herausgeber. In: Baacke, D., Schulze, T. (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Juventa: München, 7-11
- Baacke, D., Schulze, T. (1993): Vorwort zur Neuauflage. In: Baacke, D., Schulze, T. (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Neuauflage. Juventa: München [u.a.], 6-10
- Baltes, P. B., Baltes, M. M. (1989): Optimierung durch Selektion und Kompensation. Ein psychologisches Modell erfolgreichen Alterns. In: Zeitschrift für Pädagogik 35, 85-105
- Beckett, S. (1989): Worstward Ho. Aufs Schlimmste zu. Aus dem Englischen von Erika Tophoven-Schöningh. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Bittner, G. (2011): Das Leben bildet. Biographie, Individualität und die Bildung des Proto-Subjekts. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen
- Breinbauer, I. M. (2010): Die Konstitution der Disziplin als Faktum und als Problem. In: Pädagogische Rundschau, Jg. 64, Heft 6, 629-641
- Brumlik, M. (2005): Zu einer neuen Gedenkkultur – Holocaust und Krieg. Überlegungen im Anschluss an Christoph Meckel und Uwe Timm. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Bielefeld: transcript, 123-137
- Brunn, F. M. (2014): Sportethik. Theologische Grundlegung und exemplarische Ausführung. Walter de Gruyter GmbH: Berlin

- Brunner, S. (2013): Suizidalität im Jugendalter. Angst ein Risikofaktor? Diplomica Verlag GmbH: Hamburg
- Burk, M. (2015): „dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken“. Wolfgang Herrndorfs Blog Arbeit und Struktur. In: Klappert, A. (2015): Wolfgang Herrndorf. VDG, Weimar, 85-101
- Busch, K., Därmann, I. (2007): Einleitung. In: Busch, K., Därmann, I. (Hrsg.): "pathos". Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs. transcript: Bielefeld, 7-33
- Canetti, E. (1997): Masse und Macht. Fischer: Frankfurt am Main
- Dörpinghaus, A., Poenitsch, A., Wigger, L. (2006) (Hrsg.): Einführung in die Theorie der Bildung. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt
- Dorsch, F. (2014): Dorsch Lexikon der Psychologie. Huber: Bern
- Fischer, W., Kohli, M. (1987): Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Leske + Budrich: Opladen, 25-49
- Gärtner, M., Passig, K. (2015): Nachwort. In: Herrndorf, W.: Arbeit und Struktur, 443-445
- Graeser, A. (2012): Nachwort. In: Platon Phaidon. Reclam: Stuttgart, 105-124
- Herrndorf, W. (2015): Arbeit und Struktur. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg
- Herrndorf, W. (2015): tschick. Rowohlt: Reinbeck bei Hamburg
- Herrndorf, W. (2012): Sand. Rowohlt: Berlin
- Heußner, P. (2006): Die Lebensqualität schwerstkranker und sterbender Menschen. In: Koch, U. (u.a.) (Hrsg.): Die Begleitung schwer kranker und sterbender Menschen. Grundlagen und Anwendungshilfen für Berufsgruppen in der Palliativversorgung. Schattauer: Stuttgart, 17-28

- Humboldt, W. v. (1960a): Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. In: Flitner, A., Giel, K. (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band I, Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt: Darmstadt, 56-234
- Humboldt, W. v. (1960b): Theorie der Bildung des Menschen. In: Flitner, A., Giel, K. (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Band I, Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt: Darmstadt, 234-241
- Jehle, M., Schluß, H. (2009): Jugend für den Sozialismus? Erziehungserwartung und Bildungsbefürchtung anhand von Jugendbildern in den DEFA-Filmen Berlin – Ecke Schönhauser... und Berlin um die Ecke. In: Wimmer, M., Reichenbach, R., Pongratz, L.: Medien, Technik und Bildung. Schriftenreihe der Kommission Bildungsphilosophie der DGfE. Schöning: Paderborn, 135-158
- Junge, M., Lechner, G. (2004) (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Junge, M., Lechner, G. (2004): Scheitern als Erfahrung und Konzept. Zur Einführung. In: Junge, M., Lechner, G. (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7-15
- Junge, M. (2004): Scheitern: Ein unausgearbeitetes Konzept soziologischer Theoriebildung und ein Vorschlag zu seiner Konzeptualisierung. In: Junge, M., Lechner, G. (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-33
- Kapust, A. (2012): Aussöhnung mit der Fremdheit des Traumas. In: Karger, A. (Hrsg.): Vergessen, vergelten, vergeben, versöhnen? Weiterleben mit dem Trauma. Psychoanalytische Blätter. Band 30. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen
- Klappert, A. (2015): Einleitung. In: Klappert, A. (Hrsg.): Wolfgang Herrndorf. VDG: Weimar, 11-25

- Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (2005): Einleitung. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. transcript: Bielefeld, 7-19
- Koller, H.-C. (2006): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Kohlhammer: Stuttgart
- Koller, H.-C. (2007): Probleme einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: Koller, H.-C., Marotzki, W., Sanders, O. (Hrsg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript: Bielefeld, 69-83
- Koller, H.-C., Marotzki, W., Sanders, O. (2007): Einleitung. In: Koller, H.-C., Marotzki, W., Sanders, O. (Hrsg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript: Bielefeld, 7-13
- Koller, H.-C. (2012): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Kohlhammer: Stuttgart
- Koller, H.-C. (2013): Vom Scheitern des Verstehens. Zu Jeffrey Eugenides' 'Die Selbstmord-Schwester'. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Vom Scheitern. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane III. transcript: Bielefeld, 247-265
- Koller, H.-C. (2014): Bildung als Textgeschehen. Zum Erkenntnispotenzial literarischer Texte für die Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Pädagogik 60, 3, 333-349.
- Kokemohr, R. (2007): Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Anspruch des Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozessstheorie. In: Koller, H.-C., Marotzki, W., Sanders, O. (Hrsg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript: Bielefeld, 13-69
- Liebau, E. (2002): Bildungswissenschaft. Zur Weiterentwicklung der Disziplin. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Jg. 78, Heft 3, 293-299

- Morgenroth, O., Schaller, J. (2004): Zwischen Akzeptanz und Abwehr: Psychologische Ansichten zum Scheitern. In: Junge, M., Lechner, G. (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 181-199
- Müller, D. (2010): Das Phänomen Lernen im Alter. Eine literarische Spurensuche im Dienst der Bildungswissenschaft. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Onnen-Isemann, C. (2004): Ungewollte Kinderlosigkeit als Krise – Reproduktionsmedizin als Hilfe? In: Junge, M., Lechner, G. (Hrsg.): Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 123-141
- Patzig, G. (2000): Leib und Seele. Das aristotelische Paradigma. In: Elsner, N., Lüer, G. (Hrsg.): Das Gehirn und sein Geist. Wallstein-Verlag: Göttingen, 9-29
- Platon (2012): Phaidon. Übers. von Friedrich Schleiermacher. Nachw. von Andreas Graeser. Reclam: Stuttgart
- Reckwitz, A. (2008): Subjekt. transcript: Bielefeld
- Reiner, M. (2012): Der Lernende als Patient? Zur pädagogischen Transformation der responsiven Phänomenologie von Bernhard Waldenfels. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Rest, F. (2006): Zur gesellschaftlich-kulturellen Situation Sterbender in Deutschland – eine Standortbestimmung. In: Koch, U. (u.a.) (Hrsg.): Die Begleitung schwer kranker und sterbender Menschen. Grundlagen und Anwendungshilfen für Berufsgruppen in der Palliativversorgung. Schattauer: Stuttgart, 3-17
- Ricken, N. (2005): „Unersetzbar ist das Wort der Dichter ...“. Systematische Bemerkungen zum Verhältnis von Pädagogik und Literatur am Beispiel des Romans Mann und Frau von Zeruya Shalev. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Grenzgänge. transcript: Bielefeld, 35-51

- Ricken, N., Balzer, N. (2007): Differenz: Verschiedenheit – Andersheit – Fremdheit. In: Straub, J., Weidemann, A. u. D. (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder, Stuttgart/Weimar, 56-69
- Rieger-Ladich, M. (2012): „Biographien“ und „Lebensläufe“: das Scheitern aus der Perspektive der Pädagogischen Anthropologie. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Band 88, Heft 4, 606-623
- Rieger-Ladich, M. (2013): Verhängnisvolle Zurechnungspraxis: zweierlei Spielarten des Scheiterns in Philip Roths Nemesis. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Vom Scheitern. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane III. transcript: Bielefeld, 85-111
- Rieger-Ladich, M. (2014a): Auffälliges Vermeidungsverhalten: Scheitern als Gegenstand des pädagogischen Diskurses. In: John, R., Langhof, A. (Hrsg.): Scheitern – Ein Desiderat der Moderne? Springer: Wiesbaden, 279-296
- Rieger-Ladich, M. (2014b): Erkenntnisquellen eigener Art? Literarische Texte als Stimulanzien erziehungswissenschaftlicher Reflexion. In: Zeitschrift für Pädagogik 60, 3, 350-368
- Rothland, M. (2008). Disziplingeschichte im Kontext. Erziehungswissenschaft an der Universität Münster nach 1945 (Beiträge zur Theorie und Geschichte der Erziehungswissenschaft Band 29). Klinkhardt: Bad Heilbrunn
- Roudinesco, E. (2004): Wörterbuch der Psychoanalyse: Namen, Länder, Werke, Begriffe. Springer: Wien [u.a.]
- Samarel, N. (2003). Der Sterbeprozess. In: Wittkowski, J. (Hrsg.): Sterben, Tod und Trauer. Stuttgart: Kohlhammer, 132-151
- Sachsse, U. (2001): Katathym-imaginative Psychotherapie (KiP). In: Sachsse, U. (Hrsg.): Traumazentrierte Psychotherapie. Theorie, Klinik und Praxis. Schattauer: Stuttgart, 138-140

- Schäfer, A. (2007): Bildungsprozesse – Zwischen erfahrener Dezentrierung und objektivierender Analyse. In: Koller, H.-C., Marotzki, W., Sanders, O. (Hrsg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript: Bielefeld, 95-109
- Schäfer, C. (2002): Unde malum. Die Frage nach dem Woher des Bösen bei Plotin, Augustinus und Dionysius. Königshausen & Neumann: Würzburg
- Schlesinger, C. (2014): Fremdes und Anderes in der Bildungstheorie Wilhelm von Humboldts und die Frage nach der Notwendigkeit von Fremdheit und Andersheit für Humboldts Konzeption von Bildung. Masterarbeit an der Universität Wien
- Schlösser, A.-M., Gerlach, A. (2001) (Hrsg.): Kreativität und Scheitern. Psychosozial-Verlag: Gießen
- Schwarz, G. (2000): Angstbewältigung und Selbstwertgefühl in einem videosimulierten Vorstellungsgespräch. Waxmann: Münster
- Staudigl, B. (2009): Emmanuel Lévinas. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen
- Stipsits, R. (2009): Hoffnungslose Jugend? Zur Frage nach der Bedeutung von Jugend und ihren Aufstiegschancen bei Elfriede Jelinek und Paulus Hochgatterer. In: Koller, H.-C., Rieger-Ladich, M. (Hrsg.): Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II. transcript: Bielefeld, 65-79
- Theunissen, M. (1984): Die Gegenwart des Todes im Leben. In: Winau, R., Rosemeier, H. P. (Hrsg.): Tod und Sterben. Walter de Gruyter: Berlin [u.a.], 102-125
- Waldenfels, B. (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Hrsg. von R. Giuliani. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Waldenfels, B. (2002): Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik. Suhrkamp: Frankfurt am Main

Waldenfels, B. (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Suhrkamp: Frankfurt am Main

Waldenfels, B. (2007): Antwortregister. Suhrkamp: Frankfurt am Main

Waldenfels, B. (2013): Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I. 6. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main

Wied, S. (u.a.) (Hrsg.) (2003): Pschyrembel Wörterbuch Pflege. Walter de Gruyter: Berlin (u.a.)

Wilden, A. (2013): Die Konstruktion von Fremdheit. Eine interaktionistisch-konstruktivistische Perspektive. Waxmann: Münster [u.a.]

Zimbardo, P., Ruch, F. L. (1978): Lehrbuch der Psychologie. Eine Einführung für Studenten der Psychologie, Medizin und Pädagogik. Springer: Berlin [u.a.]

Onlinequellen

Bartels, G. (2013): Der eiskalte Trost. „Arbeit und Struktur“ bis zum Ende: Posthum erscheint Wolfgang Herrndorfs Blog als Buch. Online im Internet: URL: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/wolfgang-herrndorfs-arbeit-und-struktur-der-eiskalte-trost/9176608.html> [1-3] [Zugriff 6.9.2016]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013a. Online im Internet: URL: <http://www.duden.de/rechtschreibung/scheitern> [Zugriff: 12.7.2015]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013b. Online im Internet: URL: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Pathos> [Zugriff: 8.6.2016]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013c. Online im Internet: URL: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Kontrolle> [Zugriff: 10.6.2016]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013d. Online im Internet: URL:
<http://www.duden.de/rechtschreibung/Instanz> [Zugriff: 10.6.2016]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013e. Online im Internet: URL:
<http://www.duden.de/rechtschreibung/Monismus> [Zugriff: 10.6.2016]

Bibliographisches Institut GmbH - Duden Verlag 2013f. Online im Internet: URL:
<http://www.duden.de/rechtschreibung/Dualismus> [Zugriff: 10.6.2016]

Blume, T. (2003): Phänomenologie. In: Rehfus, W. (Hrsg.): Handwörterbuch Philosophie.,
1. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co.: Göttingen [u.a.] Online im Internet:
URL: http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwphilosophie_main%5Bentry%5D=672&tx_gbwphilosophie_main%5Baction%5D=show&tx_gbwphilosophie_main%5Bcontroller%5D=Lexicon&cHash=61759a44820c074c6bb3e6eef3336af2 [1-4] [Zugriff: 10.8.2015]

Bundeskanzleramt (2015): Patientenverfügung. Online im Internet: URL:
<https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/36/Seite.360200.html> [Zugriff:
10.1.2016]

Flor, H. ([2016]) Online im Internet: URL: http://anon.amazon-de.speedera.net/anon.amazon-de/all-media/books/Herrndorf_Plueschgewitter_9783499247279_INT.pdf [1-2]
[Zugriff: 7.1.2015]

Haring, S. (2005): Max Weber (1864-1920). Online im Internet: URL: www.uni-graz.at/~harings/Geschichte/Max%20Weber.doc [Zugriff: 17.7.2015]

Herrndorf, W. (2010): Arbeit und Struktur. Online im Internet: URL: <http://www.wolfgang-herrndorf.de/2010/04/eins/> [Zugriff: 23.2.2016]

Höbel, W. (2011): Warum denn nicht ich? Online im Internet: URL:
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-76764162.html> [1-4] [Zugriff: 8.1.2016]

- Hünniger, A. (2011): Die Wüste ist ein sinnloser Ort. Online im Internet: URL: <http://www.zeit.de/2011/47/L-B-Herrndorf> [1-5] [Zugriff: 7.1.2016]
- Kara, S., Wüstenhagen, C. (2013): Die Kunst des Scheiterns. Online im Internet: URL: <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2013/04/kunst-scheitern-fehler-machen> [1-8] [Zugriff: 29.6.2015]
- Karamanolis, G. (2014): Arten von Unsterblichkeit in der antiken Philosophie. Antrittsvortrag, Wien. Online im Internet: URL: http://www.academia.edu/7066890/Arten_von_Unsterblichkeit_in_der_antiken_Philosophie [1-20] [Zugriff: 27.9.2016]
- Langemeyer, P. (2015): Wolfgang Herrndorf. Biogramm. Online im Internet: URL: <http://users.unimi.it/dililefi/Haas/Corso%202015-16,%20Sguardi%20letterari%20dal%20basso.%20La%20prospettiva%20di%20ragazzi%20e%20bambini/Herrndorf/Herrndorf%20-%20KLG.pdf> [1-22] [Zugriff: 10.10.2016]
- Mangold, I. (2013): 17. 9. 2011 18:29 Ich schlafe mit der Waffe in der Faust, ein sicherer Halt, als habe jemand einen Griff an die Realität geschraubt. Online im Internet: URL: <http://www.zeit.de/2013/49/wolfgang-herrndorf-arbeit-und-struktur/komplettansicht> [1-4] [Zugriff: 15.6.2016]
- Michalzik, P. (2013): Wolfgang Herrndorf - nah dran an allem. Online im Internet: URL: <http://www.fr-online.de/literatur/-tschick--autor-gestorben-wolfgang-herrndorf---nah-dran-an-allem,1472266,24132786.html> [1-4] [Zugriff: 12.5.2016]
- Meyer-Drawe, K. (2013): Lernen und Leiden. Eine bildungsphilosophische Reflexion. Online im Internet: URL: <http://link.springer.com.uaccess.univie.ac.at/book/10.1007%2F978-3-642-28201-0> [67-76] [Zugriff: 16.6.2016]
- Nöstlinger, E. (2001): Die Kunst des richtigen Scheiterns. Scheitern als Chance. Online im Internet: URL: <http://oe1.orf.at/artikel/209122> [1-2] [Zugriff: 10.7.2015]

- Prüfer, T. (2015): Wolfgang Herrndorf Die Kunst des Wolfgang Herrndorf. Online im Internet: URL: <http://www.zeit.de/zeit-magazin/2015/21/wolfgang-herrndorf-schriftsteller-und-maler> [1-3] [Zugriff: 10.10.2016]
- Rowohlt, [2016]: Wolfgang Herrndorf. Online im Internet: URL: <http://www.rowohlt.de/autor/wolfgang-herrndorf.html> [1-3] [Zugriff: 7.1.2016]
- Schinkels, P. (2014): Plädoyer für eine neue Kultur des Scheiterns Macht mehr Fehler! Online im Internet: URL: <http://www.spiegel.de/karriere/fehler-kultur-angst-einen-fehler-zu-machen-a-994442.html> [1-4] [Zugriff:27.9.2016]
- Schröder, S. ([2015]): Online im Internet: URL: www.reading.ac.uk/AcaDepts/ld/Philos/sjs/Private%20Sprache.doc [1-5] [Zugriff: 13.7.2015]
- Spektrum Akademischer Verlag (2000a): Abwehrmechanismen. Online im Internet: URL: <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/abwehrmechanismen/112> [Zugriff: 1.2.2016]
- Spektrum Akademischer Verlag (2000b): Ich. Online im Internet: URL: <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/ich/6909> [Zugriff: 1.2.2016]
- Spiegel (2012): Roman "Sand": Wolfgang Herrndorf erhält Leipziger Buchpreis. Online im Internet: URL: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/wolfgang-herrndorf-bekommt-leipziger-buchpreis-2012-fuer-sand-a-821625.html> [1-2] [Zugriff: 7.1.2016]
- Westphal, K. ([2016]): Medien. Macht. Bildung. Mediale Erfahrungen und ihre Bedeutung für einen Bildungsbegriff. Online im Internet: URL: <https://www.uni-koblenz-landau.de/de/koblenz/fb1/gpko/werkstatt-schmetterlinge/MedienBildung> [1-16] [Zugriff: 29.6.2016]
- Wittwer, H. (2011): Ist der Tod unbegreifbar? In: Information Philosophie. 2/11. Online im Internet: URL: <http://www.information-philosophie.de/?a=1&t=4999&n=2&y=1&c=2> [1-7] [Zugriff: 02.8.2015]

Anhang

Abstract

Kurzfassung

Die vorgelegte Masterarbeit widmet sich mit dem Phänomen des Scheiterns einer Thematik, welche erst zögerlich in der (bildungs-)wissenschaftlichen Theoriebildung anzukommen scheint. Als Hintergrundfolie, vor der die Thematik des Scheiterns aufgespannt wird, dient das Konzept des Fremden, welches sich bereits bei Wilhelm von Humboldt in dem Gedanken einer Bildung des Menschen in Auseinandersetzung mit Anderem, Fremden finden lässt als auch später bei Bernhard Waldenfels, wo es in einer radikaleren Form als das Übersteigen einer bestimmten Ordnung gedacht wird. Diese Aspekte von Fremdheit werden im Rahmen einer literarischen Auseinandersetzung an Wolfgang Herrndorfs autobiographischen Blog *Arbeit und Struktur* (2015) herangetragen und es wird der Frage nachgegangen, inwieweit in dem Blog ein Zusammenhang zwischen der Erfahrung des Scheiterns und Bildungsprozessen rekonstruiert werden kann. Bildung kann in diesem Sinn als ein Antwortgeben auf den Einbruch eines Fremden gezeigt werden und ist somit unter dem Blickwinkel des Getroffen-Werdens und des Erleidens zu betrachten. Es gilt den Blick zu schärfen für jene Phänomene der Bildung, welche im Rahmen einer gewissen Negativität oder schmerzhafter Erfahrungen stattfinden.

Abstract

The master thesis presented here is a contribution to the phenomenon of failure, a subject which only lately and rather hesitantly has been dealt with in the educational sciences. The underlying theory upon which the topic of failure is inquired into, is the concept of strangeness, which can already be found in Wilhelm von Humboldt's ideas on the education of man in dealing with the other, as well as in the theoretical works of Bernhard Waldenfels, where strangeness is described in a more radical form as an exceeding of an existing order. These aspects of strangeness are discussed by applying them to Wolfgang Herrndorf's autobiographic blog *Arbeit und Struktur* (2015) and the question is pursued, in what way a connection between the experience of failure and an educational process can be re-constructed. In this sense education can be shown as a response to the intrusion of strangeness and therefore can be seen under the aspect of being hurt and suffering. It is important to increase awareness for those phenomena in education, which take place in association with a certain negativity or a painful experience.